

3. Text als Medium des Weltbezugs

Indirekte Referenz, Einheit und praktische Folgen des Textes

I. Annäherung an ein Problem: Referenz ohne Repräsentation?

Was sagt, was zeigt, was »enthält« ein Text? Und wie macht er das? Dass Texte (vorsichtig und provisorisch formuliert: geschriebene, womöglich gedruckte sprachliche Gebilde strukturierter Art) ein eigenes, ein spezifisches Medium der Darstellung von Sachverhalten, von Vorgängen, von Geschichten und von anderen sinnhaften Zusammenhängen oder Entitäten sind, das erscheint zunächst unbestreitbar, ja trivial zu sein. Was aber »Darstellung« (bzw. Bezugnahme) in diesem Zusammenhang genau bedeuten kann, wenn von einem *Medium* die Rede ist, das versteht sich im Zuge des Aufkommens vieler medientheoretischer Konstruktivismen nicht mehr ganz von selbst. Sogar die Maximalposition, dass Texte gar nicht *Welt*, Weltausschnitte oder Tatsachen in der Welt darstellen (bzw. Welt gar nicht *darstellen*), sondern – in einer selbst auslegungsbedürftigen Weise – »erzeugen«, ist nicht erst eine Idee *poststrukturalistischer* Radikalisierungen des sprachtheoretischen Bedeutungsskeptizismus, sondern dieser Gedanke wird schon in der textthermeneutischen Relativierung einer schlichten Abbildungstheorie textueller Referenz durchgespielt (vgl. Fuhrmann et al. 1981, Gadamer 1975: 144ff.).

Die Frage, ob und wie sich »ein Text« auf »die Wirklichkeit« bezieht, variiert offenkundig eine weiter gefasste Fragestellung. Es ist die schon oft, stets aufs Neue gestellte und auch gegenwärtig nach wie vor noch offene Frage danach, wie Sprache und Welt zusammenhängen (Putnam 1991), wie die Sprache in der Welt »verankert« ist, ob dieser Zusammenhang in einer kausalen, in einer repräsentationalen Beziehung besteht, oder ob er einer anderen Art von Verhältnis entspricht – einem Verhältnis, das im Horizont von Geltungsfragen

nicht nur auf Wahrheit (z.B. textinterner Aussagen), sondern auch auf die Richtigkeit, die Angemessenheit oder gar auf die Berechtigung einer Darstellung von etwas geprüft werden kann und sollte (Austin 1975). Solche Prüfungen rufen augenblicklich die Reflexion auf den *Standpunkt* auf, von dem aus das Verhältnis zwischen Texten und (ihren?) Wirklichkeiten betrachtet werden könnte. Was ist die Einheit der Differenz von Text und Welt? Ist es die Form des Sinnes als Horizont der Verweisung von etwas auf etwas, die in der Beobachtung Text und Welt kommensurabel macht? Oder weckt das Heranziehen dieser Vergleichsgröße schon den Verdacht, die Verweisungsstruktur textuellen Sinns auf die Welt der Tatsachen und der selbstgenügsamen Objekte zu projizieren?

Die sprachphilosophische Wende des 20. Jahrhunderts hinterlässt neben manchen Rätseln die Einsicht, dass das Verhältnis von Sprache und Welt nicht neutral von außen (von wo aus auch?) betrachtet werden kann, denn jede solche Betrachtung operiert – mindestens wenn sie sich im Raum der Gründe bewegt¹ – selbst schon sprachlich. Ist aber deshalb die Frage nach der referenziellen Beziehung, die Texte zu etwas außerhalb ihrer selbst unterhalten, schon als solche naiv? Und müssen wir uns auf die einfache Alternative zwischen einer »realistischen« und einer »konstruktivistischen« Auffassung beschränken? Bilden Texte entweder eine außertextuelle Wirklichkeit ab, oder muss die Bezugnahme von textförmiger Sprache als reine Selbstreferenz verstanden werden, als ein Spiel rekursiver Zeichenbeziehungen, die nicht aus dem semiotischen Medium hinausgreifen? Wir müssen uns die Wahl zwischen diesen Optionen nicht aufdrängen lassen, wenn wir auf die *pragmatischen* Fäden achten, die den Sinn des Textes vermittelt des Vollzuges der in ihm hinterlegten Implikationen mit externem Sinn verknüpfen. Diese Fäden können als Linien der *performativen* Bezugnahme interpretiert werden. Der Text, seine Teile – das ist eine erste Konsequenz z.B. aus der sprachpragmatischen Offensive (Austin 1975) – haben nicht nur, nicht einmal immer primär,

1 Und eine für die Form der Referenz der Sprache auf die Welt folgenreiche Frage ist dann, ob dieser Raum der Gründe selbst ein ausschließlich durch Begriffe und propositional strukturierte Sätze und exakte Inferenzen gegliederter Sinnzusammenhang ist (vgl. McDowell 2001), oder ob auch die *begründenden* Sprachvollzüge als Performanzen in der Sprache als dem »Haus des Seins« (Heidegger 1986) auf vorprädikativen Verweisungszusammenhängen und metaphorischen Beziehungen (Derrida 1988) aufrufen, bzw. auf den performativen Routinen einer Lebensform (Wittgenstein 1984). Vgl. zu den diesbezüglichen Übereinstimmungen zwischen z.B. Wittgenstein und Heidegger: Rorty 1982.

Bedeutung und Sinn in der *denotativen* Dimension², sondern eben auch in der Dimension des *Gebrauchs* der Sprache, der aus der sprachlichen Immanenz hinaus ins Freie der immer schon materiell kontaminierten, weil situierten Sprach-Praxis führt (Wittgenstein 1984). Der Textbezug (die Referenz) ist oft – auf latente Weise vielleicht immer, jedenfalls in paradigmatischem Sinne – vermittelt über die, ihrerseits intentional vermittelten, praktischen Implikationen und performativen Inferenzen des *Textverständnisses*.

Dabei ist jedoch Vorsicht geboten. Nicht aber etwa deshalb, weil die Hermeneutik, der zu Unrecht und vorschnell ein subjektzentrierter Traditionalismus nachgesagt wird, die Autopoiesis der Semiosis unterschätzen könnte. Vorsicht empfiehlt sich vielmehr deshalb, weil die rezeptionstheoretische Ausflucht, dass der Bezug des Textes eigentlich der Bezug durch die Leser sei, dass diese also »verwirklichten«, was in einer merkwürdigen Potenzialität im Geschriebenen schwebt und wartet, das Problem des Bezugs gar nicht löst. Denn mit dem Hinweis auf das mehr oder weniger subjektfundierte (durch das diskursiv durchdrungene Subjekt in Kommission genommene) Verstehen ist zwischen Text und Welt ein drittes Element hinzugefügt, das seinerseits kein neutraler Träger der passiven Abbildung von etwas außerhalb seiner selbst ist. Zu Text und »Wirklichkeit« tritt bei der Erweiterung der Beziehung um die Deutung und ihre Vollstrecker die Intentionalität. Die Vollzugseinheit der Deutung als eines die Verweisung entfaltenden Aktes (die Leserin, der Interpret, die Exegetin, aber auch: der Kommentar [als Akt und als Produkt], die Befolgung der Anweisung etc., das Zitat) ist ihrerseits ein Agens, das in der *Transformation* des Sinnes durch die Bezugnahme Spuren seiner und ihrer eigenen Aktivität hinterlässt. Die bewusstseinsphilosophische Tradition hielt dafür, dass dieses Agens (vorzugsweise das »Subjekt«) das Sinn konstitutive Agens *schlechthin* sei.

Das Problem der Bezugnahme könnte schlussendlich zwar durch den systematischen Rekurs auf *bewusste* Vollzüge der Sinnbewirtschaftung einer tragfähigen Lösung mindestens angenähert worden sein (auch wenn die sprachtheoretische Debatte in diesem Punkt keinen festen Boden finden kann). Zuerst aber *verdoppelt* sich durch die Mobilisierung des *subjektiven* Bezugs auf die Bedeutung offenkundig die Verlegenheit, denn mit dem dritten Element

2 Austin erwähnt, bezogen auf dieses in der sprachtheoretischen Reflexion so tief verankerte Vorurteil, das Muster der Sprache wäre der Name der Dinge, den Ausdruck der »descriptive fallacy«. Er zieht es aber vor, von der konstativen (also eben auch primär über den Gebrauch bestimmten) Modalität zu sprechen (Austin 1975: 3).

(Text, Welt, *Deutung*) potenzieren sich die Rätsel der Bezugnahme, sofern die Relation der bewussten (und erst recht der unbewussten) Intention zu den beiden anderen Größen der Referenzrelation selbst keineswegs als *Repräsentation* verstanden werden kann. Das Bewusstsein bildet nicht den Text oder Teile des Textes in sich ab (wie der Prägestock die Kontur des Prototyps), und es macht aus ihm keine Abbildung der Welt, die dann durch dieses Manöver im Bewusstsein abgebildet wäre. Die heillose, unerschöpfliche Repräsentation gesundet nicht durch die Einführung weiterer eben nur vermeintlich repräsentationaler Beziehungen, sondern die Komplikation erhöht sich.

Es ist deshalb vielmehr erforderlich, die Überlegung zur Referenz des (sprachlichen) Textes in Distanz zu bringen zum traditionell so einflussreichen Modell des abbildenden Repräsentierens. Diese Repräsentation ist als der Sonderfall zu behandeln und damit ist die irreführende Projektion einer sehr spezifischen Zeichenrelation (der Fall einer Eigenschafts-Isomorphie zwischen Wort oder Satz und Gegenstand oder Sachverhalt) auf alle möglichen symbolischen Bezugnahmen zu überwinden.

Die *pragmatischen* Beziehungen, die vor der Darstellung von etwas, den Bezug zu diesem etwas ermöglichen, sind durch zwei Problematisierungen deutlicher zu bestimmen: durch die Problematisierung der ›Wirklichkeit‹ und durch die Problematisierung des ›Textes‹ mit besonderer Rücksicht auf dessen Einheit und auf dessen Grenze.

Die Überlegungen können hier zu keinem abschließenden Ergebnis oder gar zu bündigen Definitionen führen; sie bleiben mit Absicht und aus Gründen in der Sache in Teilen einer *metaphorischen* Form der Annäherung verpflichtet. Zu diesen Gründen zählt, dass die selbst textförmige Behandlung des Verhältnisses zwischen Texten und Wirklichkeiten eine Paradoxie enthält (denn der Text kommt zweimal vor: ein Text beurteilt das Verhältnis zwischen Text und Welt). Diese Paradoxie gibt Anlass, das Problem der Bezugnahme in Texten und von Texten auf etwas zu erweitern und über einen Umweg zu verhandeln: primär ist nicht die zweistellige Relation zwischen Text und Welt (oder Weltausschnitt), sondern der Zusammenhang zwischen der problematischen *Abgrenzbarkeit* des einzelnen Textes und der Bezugnahme von Texten auf andere Texte. Sobald die Struktur, die Möglichkeit und die Form der textförmigen Referenz durch genauere Rückfragen rätselhafter werden, schiebt sich vor die Frage nach dem Bezug auf etwas »außerhalb« des Textes die Frage nach dem korrelativen »Innen«, d.h. die Frage nach der Einheit und der Grenze des Textes. Denn sobald man sieht, dass der Text das, was er bedeutet, nur in seinen Bezügen und durch seine Bezüge auf das andere als ihn selbst

bedeutet, dann wird klar, wie unklar es ist, wo der Text, ein Text, dieser Text genau aufhört.

II. Komplexe Bezugnahme und soziologische Zugänge

Die Frage nach der Beziehung zwischen Sprache und ›Welt‹ im Medium der Textgestalt erscheint gewiss zu kompakt; sie muss in Einzelheiten zerlegt werden. Dabei ist ein Seitenblick auf Ausarbeitungen besonders *soziologischer* Problemstellungen hilfreich. Sobald die methodischen Probleme der soziologischen Hermeneutik als besondere Variante der Frage nach dem Wirklichkeitsbezug von Texten gelesen werden, ist ein zentraler Aspekt der Referenzfrage klarer bestimmt und es werden mögliche Antworten vorbereitet.

Angesichts der konstruktivistischen Versuchung ist auch in der soziologischen Hermeneutik der Vorbehalt gegen ein *projizierendes* Deuten des Gegenstands von besonderer Relevanz. Der Alltagsglaube und der vulgäre Einspruch trifft sich mit dem empiristischen Realismus in der Verachtung hermeneutischer Welterschließung und sie bringen diese Ablehnung auf die Verdachtsformel des sachfernen »Hinein-Interpretierens«. Noch weiter in der Degradierung einer sinnverstehenden Freilegung hintergründiger Bedeutung geht die *Affirmation* der Projektion in der konstruktivistischen Vorstellung, dass nicht nur die Deutung eines Gegenstands des Verstehens, sondern schon dieser Gegenstand in seiner Identität selbst ein Konstrukt der verstehenden Bezugnahme sei. Das *soziologische* ›Verstehen‹ ist allerdings zunächst operativ (nicht aber in der Selbstdeutung) unbeabsichtigt gegen eine solche allzu skeptizistische Einschätzung der gegenständlichen Referenz gefeit, weil es sich als Verfahren einer »empirischen« Wissenschaft begreift. Das Verstehen in der Soziologie versteht sich selbst – jedenfalls in der Auslegung durch ausgewiesene Vertreter und Vertreterinnen – immer als eine sinnhafte Bezugnahme auf einen *anderen* Sinn, auf einen subjektiven oder textförmig artikulierten, festgehaltenen, eingegrenzten Sinn (vgl. Soeffner 2004). Dieser Sinn – so der Anspruch der Soziologie als ›Erfahrungswissenschaft‹ – ist in einem unpräzisen Sinne ›wirklich‹, d.h. er ›liegt vor‹, und das hilft der Deutung über ihre reine Selbstreferenzialität, über den Status einer bloße Projektion, hinaus, weil und solange die Deutung sich an diesem externen Sinn bewähren

kann und bewähren muss.³ Strittig ist dann allerdings schnell, worin genau die prüfende Instanz (und worin das Kriterium) bestehen sollte, die über eine solche Bewährung befinden könnte. Es ist deshalb nicht selbstverständlich, welchen Status z.B. die (selbst zumeist *textförmigen*) Ergebnisse einer methodischen Textanalyse haben – sei es im Fall der so genannten objektiven Hermeneutik (Oevermann et al. 1979), bei einer Diskursanalyse oder im Fall einer wissenssoziologischen Sinnrekonstruktion. Weil sowohl die Instanz der Prüfung als auch der Status des zu Prüfenden unklar bzw. umstritten sind, ist die Frage, was genau eine so genannte »Lesart« des Textes für sich beanspruchen kann und muss, nicht einfach zu beantworten.

Was haben wir herausgehoben, wenn wir eine (soziologische) *Lesart*, eine Deutung, eine Fallrekonstruktion vor uns stellen? Auf welche ›Wirklichkeit‹ bezieht sich die Lesart, und was ist das für eine Art von Bezug? Bemisst sich die Geltung der Interpretation von Texten als Dokumenten von etwas Drittem vorzüglich an deskriptiven Ansprüchen der objektiven Darstellung oder vielleicht eher an pragmatischen Bezügen, an dem, was durch die Deutung bewirkt, vollzogen, am Ende womöglich in einem Sinne ›realisiert‹ wird, der nicht erst nachträglich eine *ethische* Dimension, eine Beziehung zur Verantwortung für die Folgen, hat?

Wenn diese Fragestellung überhaupt ernsthaft verfolgt werden soll, dann setzt sie den Einspruch gegen den konstruktivistischen Mainstream gegenwärtiger ›posthermeneutischer‹ Dogmen voraus. Poststrukturalistische und systemtheoretische Einwände gegen die Hermeneutik als Ganze halten ihr einen naiven bis fatalen Optimismus des verstehenden Kontaktes zu einem anderen, zu einem ›fremden‹ Sinn vor (so, unter andauernder Beschwörung eines ganz anderen »Anderen« als den Anderen des Eigenen: Waldenfels 1999). Theorien systemischer Autopoiesis (vgl. Kneer/Nassehi 1991), ebenso die philosophischen Kritiken der machtbasierten Diskurse, heben hervor, dass beide paradigmatischen Träger transsubjektiver sinnhafter Ordnung – Systeme

3 Wie sie das macht (sich an diesem Sinn bewähren), das ist dann eine andere, außerordentlich komplizierte Frage, die immer heikler wird, je mehr die soziologische Hermeneutik sich als Einzelfallrekonstruktion versteht, anstatt sich – frei nach dem »Principle of Charity« (D. Davidson) bzw. im Verfolg des Gadamerischen »Vorurteils der Vollkommenheit« – auf den vernünftigerweise unterstellbaren – rationalen – Durchschnitts-sinn generalisierter Typiken zu verlassen (wobei dann aber im Vergleich zu Max Weber auch keine Phänomenologie des subjektiven Sinns mehr nötig wäre, vgl. Renn/Endreß 2004).

und Diskurse – und so schließlich auch Texte in einem strengen Sinne notwendig bei sich selbst bleiben.

Die im referenztheoretischen Kern allesamt *konstruktivistischen* Positionen erheben in ihren Rechtfertigungen dieses radikalisierten Fiktionalismus ein Teilargument gegen den Repräsentationalismus zum konstitutiven Dogma: Gegenstände, auf die sich Texte beziehen und auf die vermittels sprachlicher Gewebe Bezug genommen wird, werden von diesen Geweben bzw. in Abhängigkeit vom textimmanenten Paradigma möglicher Gegenständlichkeit selbst *konstituiert*. Gegenstände werden als die, die sie im Text sind, geradezu »erzeugt«, nicht als das, was und wie sie sind, repräsentiert. Die prima facie sachgerichtete Bezugnahme von Texten ist unter dieser Voraussetzung bei Lichte besehen und gerade wegen anderslautender Ansprüche tatsächlich eine Bezugnahme auf *sich selbst*, d.h. auf eine Sinnenebene, die Teil des Textes, Teil eines Ausschnitts der im Text fingierten Welten, bleibt, die durch ihn, den Text, konstituiert wird. Diese Konstitution (die diskursive Entfaltung eines Bezugsbereichs, den Foucault als das diskursimmanente Korrelat der Aussage verstanden hat, vgl. Foucault 1981: 133) vollzieht sich als und in der Aufspaltung der selbstreferentiellen textuellen Rekursion (Sinnträger bezieht sich auf Sinnträger der gleichen Sequenz) in 1) eine Ebene des manifesten Sinnes und 2) in eine Bedeutungsschicht der konstituierten *textimmanenten* Bezugsgegenstände dieses manifesten Sinnes.⁴ Dann »gibt« es eben beispielsweise »den« Wahnsinn als eine text- oder auch diskursexterne Entität nicht, sondern der Text, oder die diskursive Ordnung erzeugt Differenzen und damit vermeintliche Identitäten, deren extensionale Korrelate (bzw. externe Bezugs-»Objekte«) aber Schimären des Textes (später: Zwangsformate der Praxis) für den internen Gebrauch bleiben, so dass sich diese Bezugsebene (das immanente Korrelat der Signifikanten im Unterschied zu den transzendenten Referenten), zwischen die (semantische) Bedeutung einer Aussage und den gleichsam ontologisch objektiven Referenzbereich in der Welt als eine Art Zwischendecke der text- oder diskursimmanenten Signifikate schiebt. Für eben diese

4 Auf die Versuchung, eine solche *konstruktivistische* Lesart der Selbstreferenz von Texten mit dem vermeintlichen Weltverlust der originalen philosophischen Hermeneutik zu verwechseln, fallen bezeichnender Weise Literaturwissenschaftler herein, die ihr eigenes Geschäft der Exegese von fiktionalen Texten für die Hermeneutik selbst und deshalb ihre eigene Läuterung zu einem feierlichen Realismus der ästhetischen Präsenz für eine hinreichende theoretische Reflexion halten (so: Gumbrecht 2004).

Schicht der diskursinternen Korrelate hatte Foucault den Ausdruck des »Referentials« gefunden (Foucault 1981: 133).

Für eine *pragmatische* Sichtweise fehlt dieser Version einer starken Alternative zum naiven Realismus allerdings etwas Entscheidendes: der Bezug zur praktischen *Einbettung* des Sinnes und der Bedeutung⁵. Man muss dieser Einbettung wegen keineswegs einfach zur »realistischen« Alternative zurückkehren. Eine adäquate Rekonstruktion der sachlichen Verankerung textuellen Sinns muss ein komplexeres Modell der »Bezugnahme« bemühen. Sie muss die Alternative zwischen Abbildung und Erzeugung des Objekts als unvollständige Disjunktion entlarven und *unterlaufen*. Deshalb kann eine solche Rekonstruktion mit einigem Aufwand eine starke referenztheoretische Behauptung rechtfertigen und den implizit erhobenen Anspruch einlösen, dass die konstruktivistische Abkürzung des Referenzproblems sich erübrigt hat.

Diese starke Behauptung über die indirekte Referenz betrifft zunächst das genauere Verständnis des Problems und des Prinzips der *Selbstreferenz*. Ihr provozierender Gehalt liegt in einer dezidiert non-konstruktivistischen Prämisse. Sie besagt, dass es *keine* primäre oder reine Selbstreferenz gibt. Hier muss man nicht mit den Untiefen des Satzes der Identität beginnen und auf den Spuren von Hegel und Heidegger der Selbstbewegung des Widerspruches zwischen performativem und propositionalem Gehalt der allgemeinen Form der Identitätsaussage folgen, etwas sei mit sich selbst identisch (auch wenn das der Sache nicht schaden würde). Die *pragmatische* »Ontologie« und Logik fängt sogleich mit dem Primat der Relation vor der Entität an (Dewey 2008 156ff. und Dewey 2008: 149ff.)⁶ und zweifelt an der *Selbstständigkeit* (Substantialität) der Bezugnahme von etwas auf überhaupt etwas (nicht nur auf sich

5 Die »außerdiskursiven« Praktiken Foucaults, die in Reaktion auf die Diskurstheorie kompensatorisch von Judith Butler (1998), Michel de Certeau (1988) und anderen in das Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt wurden, waren in der Foucaultschen Version (zur Zeit der Formation der Kritik der Macht) noch so stark an den Rand gedrängt, dass die Erinnerung an ihre Relevanz gleich in die komplementäre Einseitigkeit einer monistischen »Praxeologie« umschlagen musste, eine weitere, in den Kultur- und Sozialwissenschaften so typische *coincidentia oppositorum* des Pendelschlages der Paradigmenkonjunkturen.

6 »Die Relationen [...] existieren als Aktionen und Reaktionen, in deren Verlauf sich die Dinge verändern.« (Dewey 1988: 156) Es sind – nicht nur diesem Satz des Kunstbuches von Dewey zufolge – also die Relationen, die existieren, und genau daraus folgt ein ganzer Strauß nachmetaphysischer Konsequenzen, die der Rekonstruktion der Referenz auf die Dinge den Weg weisen.

selbst). Das heißt, nichts bezieht sich *selbst* auf etwas Anderes, sondern alles, was Referenz hat, ›wird‹ von jemandem oder von etwas auf etwas bezogen (als ›stehend für etwas‹ behandelt, vgl. hier: Peirce 1967).

III. Praktische Einbettung der Bezugnahme, Einheit des Textes

Gestützt wird diese Überzeugung zunächst von einer zentralen pragmatischen Präsupposition: die Zeichenfunktion ist mindestens eine dreistellige Relation. Vor allem Charles S. Peirce hat ausführlich vorgeführt, dass der »Interpretant« mit dem Zeichen (bei Peirce: dem »Representamen«) und dem Bezeichneten ein elementares, vor allem aber *dynamisches* Beziehungsdreieck bildet. Dabei muss dieser Interpretant keineswegs ein intentionaler Operator (ein Subjekt, ein Bewusstsein) sein, sondern er kann ein weiteres Zeichen sein, das dazu aber selbst wieder – mindestens von einem weiteren Zeichen oder einer Zeichenverwendung – auf etwas bezogen werden muss, damit es sich auf die Beziehung zwischen einem dritten Zeichen und einem Gegenstand als Bezugnahme bezieht (also bezogen wird, vgl. Peirce 1967, Pape 2002). Der Ausdruck: »etwas bezieht sich auf etwas« ist also immer die Ellipse eines Ausdrucks, der die komplexere Relation anzeigt: ›etwas wird von etwas auf etwas bezogen«.

Vom Primat dieser Dreistelligkeit hängt die Beziehung zwischen Sprache überhaupt und Wirklichkeit (in welchem Sinne auch immer) schon deshalb *direkt* ab, weil sich die *zweistellige* Beziehung (Wort und Objekt, Sprache und Welt, Text und Wirklichkeit?) gemessen an der *komplexeren* Grundlage als eine abstrakte Verengung der primär reicheren Struktur erweist. Es hängt davon mittelbar auch die Beziehung zwischen Text als spezifischer, in sich komplexer sprachlicher Form oder Struktur und Wirklichkeit ab, denn referenzielle Beziehungen zwischen Zeichen und Gegenstand, zwischen Sprache und Welt sind auch im Fall der Texte primär in eine dreistellige (wegen der Intersubjektivität, also im seinerseits primordialen Modus der *kommunikativen* Konstellation sogar notwendig vierstellige) Relation verwickelt. Das Muster einer ›zweistelligen‹ Beziehung, das von einem breiten und einflussreichen Strom von linguistischen und sprachphilosophischen Paradigmen und der aus ihnen abgeleiteten Untersuchungen aus eher technischen Gründen zum Ausgangspunkt der Analyse erhoben wurde, ist eine *Abstraktion*. Jede sinntheoretische und sprachwissenschaftliche Grundunterscheidung (und die daraus folgende »Beobachtung«) in binärer Fassung reduziert mit irreführenden (aber verein-

fachenden) Folgen eine zugrunde liegende verwickeltere Struktur. Die Abstraktion bringt die sprachlichen Zeichen in der reduktiven Reflexion auf die Sprache in eine systematische, eine syntaktische und in eine paradigmatische Ordnung. Erst von dieser Abstraktion aus gesehen, erst, wenn die Abkünftigkeit der binären Unterscheidungen aus einer performativ komplexeren Lage *vergessen* (!) wurde, erscheint die Pragmatik (respektive die Praxis, die »parole« [de Saussure]), also die Dimension der *Verwendung* sprachlicher Zeichen, als ein nur sekundärer, als ein abgeleiteter, erst später relevanter und also isoliert zu untersuchender Bereich des Sprachlichen (anders sehen das nach langer Phase reduktionistischer Sprachphilosophie endlich: Bühler 1999, Wittgenstein 1984 und Austin 1975; vgl. dazu: Stetter 1999, Krämer 2000 und Loenhoff 2001, Renn 2006: 165ff.).

Die einfache Bezugnahme ist nicht das analytische Atom, nicht das Urmodell, nicht der Anfang sprachlicher Bedeutung, sondern die vermeintlich zeichenimmanente Bezugnahme ist konstitutionslogisch und evolutionär abhängig von der Einbettung bezugnehmender Akte (bis zur hoch selektiven Form des »Urteils«) in eine »Praxis« der Bezugnahme (Krämer 2000).⁷ Referieren ist primär eine Handlung, ein Akt, so dass Zeichen und Texte sich nicht auf etwas beziehen, sondern primär (im konstitutionslogisch primordialen Modus) auf etwas bezogen werden durch eine Bezugnahme auf sie, eine Verwendung von etwas als ein Zeichen, die dieses etwas als bezugnehmend »behandelt« (vgl. auch: Gehlen 1962: 46f. bzw. 193ff., sowie die Ansätze zu einer »sozialpragmatischen Theorie der Spracherwerbs« bei M. Tomasello 2011: 181ff.).

Die Verankerung der sprachlichen Bezugnahme in der Handlungsdimension, in der mit einem Zeichen etwas gemacht wird (oder in der etwas zu einem Zeichen gemacht wird), hat Folgen für das Konzept der »Wirklichkeit«: Die Vergegenständlichung der Realität (deren Begriff durch die Ableitung von der *res* stillschweigend den Mythos der Gegebenheit im Sinne J. McDowells (2001: 30ff.) sanktioniert) verleitet ganze Traditionszusammenhänge der

7 Zur (anthropologischen) Einbettung der symbolischen Verweisung als einer *Tätigkeit* in den evolutionären Zusammenhang der Entfaltung der Koordination von Sehen und Greifen vgl.: Gehlen 1962: 193ff. und Leroi-Courhan 1984: 147ff.; im Vergleich mit der pragmatistischen Zugangsweise bleibt die anthropologische (philosophisch- oder paläoanthropologische) Theoriebildung allerdings tendenziell monologisch orientiert, weil sie die relevanten Transformationen dem individuierten Phänotyp des Gattungswesens zuordnet (vgl. dagegen aber: Loenhoff 2001).

Sprachtheorie zur zweistelligen Analyse der Beziehung zwischen Sprache und ›Sache‹. Der Begriff der ›Wirklichkeit‹ rückt im Vergleich zu dieser Vorstellung, die Sprache *benenne* eine außersprachlich einfach gegebene Ansammlung von Dingen, von Entitäten und von Relationen, durch die Rückbeziehung auf die Handlungsdimension näher an die ›Wirksamkeit‹ der Bezugnahme heran. Der pragmatische Realismus (vgl. Putnam 1991, 1995) geht dabei nicht von einer irgendwie ontologisch fundierten Sicherheit über das Verhältnis der sprachlichen Ausdrücke zu außersprachlichen Dingen oder Tatsachen aus, sondern er fällt dem Konstruktivismus (der Idee eines »Gehirns im Tank«) ins Wort mit der Erinnerung an die nötige *Erfahrungsbasis* für den konstruktivistischen Zweifel an der Realitätsträchtigkeit der Repräsentationen (vgl. auch Dewey 1988: 47ff. und zur spezifisch *hermeneutischen* Erfahrung: Gadamer 1975: 329ff.). Das praktische Scheitern des Handelns in der Situation erst löst den faktisch motivierten Zweifel aus; der künstliche Zweifel der konstruktivistischen Skeptikerin (wie auch der Zweifel des cartesianischen Gedankenexperiments) müsste, beim Worte genommen, sich selbst (die eigenen Akte und Existenz) hingegen zusammen mit der Realität der externen Grundlagen seiner eigenen Erfahrung negieren. Dass die Zeichen auf etwas referieren, folgt nicht aus unserem Blick auf die Dinge selbst, da wir die »Dinge«, wenn wir sie mit den Worten vergleichen, als *diese* Dinge eben in Abhängigkeit von den sprachlich strukturierten Formaten und Typisierungen des Gegenstands »sehen« (vgl. zu diesem nicht wirklich »*sehenden* Sehen« auch: Imdahl 1996: 312ff.). Das Referenzpostulat folgt vielmehr aus der Notwendigkeit der ›Unterstellung‹ sachlicher Bezugnahmen, ohne welche die deskriptiven *Praktiken* faktisch gar nicht institutionalisiert sein könnten. Die Untersuchung und die Rechtfertigung der Referenz sprachlicher Ausdrücke auf einen diskreten Gegenstand muss durch die Analyse ihres ›abgeleiteten‹ Status hindurch und die Möglichkeit der *Ausdifferenzierung* spezialisierter Zeichenverwendungen und Sprachspiele in Rechnung stellen und durchleuchten.

Gemessen an dieser Strategie der Rekonstruktion verfährt die konstruktivistische Vorstellung reiner Selbstreferenzialität (z.B.: Luhmann 1984: 593ff.)⁸

8 Dieser Hinweis auf Luhmann ist nicht ganz fair, aber trotzdem sachdienlich. Denn Luhmann hatte zwar eine raffiniertere, nämlich differenztheoretische Version relationaler, d.h. notwendig prozessierender Selbstreferenz vertreten (exemplarisch dafür: »Das Selbst transzendiert die Selbstreferenz, um sie in sich aufnehmen zu können.« [Luhmann 1984: 605]). Aber diese komplizierte (und sicher auch nicht besonders transparente) Zugangsart konnte sich *wirkungsgeschichtlich* in der *Soziologie* nicht durchsetzen.

von Zeichenfolgen oder Texten radikal abkürzend und bleibt in unbestimmter Negation des schlichten Realismus befangen. Aber weder die deskriptive Beziehung von Sätzen zu äußeren und sprachunabhängigen Tatsachen, noch die expressive Beziehung zu inneren Vorstellungen und ebenso wenig die autologische Beziehung von Satzsequenzen zu sich selbst (bzw. ihresgleichen) sind primär oder ›ursprünglich‹ im Sinne von ›selbständig‹ und elementar (d.h. die proteische Einheit der vermeintlich diskreten Relata dieser Beziehungen hat immer eine Geschichte der konstitutiven Synthesis). Die primäre Bezugsweise und -ebene besteht deshalb weniger aus deskriptiven als aus ›präskriptiven‹ Beziehungen über die Grenzen zwischen Texten und externen Kontexten hinweg, d.h. aus implizierten (in praktischen Inferenzen enthaltenen), verdeckten ›Anweisungen‹ für bezugnehmende Vollzüge.

Dabei ist bei genauerer Betrachtung weniger die Frage nach der Grenzüberschreitung (wie ist sie möglich?) als vielmehr das Problem der Grenzziehungen (wodurch wird die Grenzüberschreitung *nötig*?) irritierend. Die Einheit »eines« Textes wird durch den analytischen Zug, seine Außenbezüge als konstitutiv für Sinn und Referenz des Textes zu nehmen, zum beunruhigenden und entscheidenden Explanandum. Nicht die Möglichkeit der Überbrückung der Kluft zwischen einem Inneren (einer mentalen, einer textuellen, einer diskursiven oder einer systemischen Einheit des Fremd- als Selbstbezuges) und einem Äußeren (der Welt, der Umwelt, *alter ego* etc.) ist das primäre Rätsel. Wunderlich erscheint vielmehr die Genese des *Anscheins* der Spaltung und der tief verwurzelten Wirksamkeit der für selbstverständlich genommenen Zuschreibung einer solchen Kluft (bis zum statischen Dualismus). Wenn die sprachliche Handlung und eine Aussage (hier der propositionale Teil), die ein Explikat dieser Handlung darstellt, und wenn der *materiell* als eine geschriebene, eine gedruckte Wortfolge eingegrenzte Text als Momente einer umfassenderen *praktischen* Sequenz gelten müssen, dann werden sie (Aussage und Text) nur durch eine retrospektive Abstraktion zu isolierten und eindeutig abgegrenzten Einheiten. Dann werden Trennungen zwischen innerem und äußerem Bereich der Zeichenverwendung und des Sinnes fragwürdig. Die darstellende Funktion textförmiger Sprache, die »nach außen« ausgreift, bildet kein geeignetes Muster für eine Theorie des Textes, weil sie eine reduktive, durch Abstraktion isolierte Sonderleistung innerhalb eines

zen und ist stattdessen in einer floskelhaften Melange aus konstruktivistischer Rhetorik und unbeirrt »realistischen« Urteilen über Soziales versandet.

ungleich komplexeren Zusammenhanges darstellt. Es sind vielmehr die *präskriptiven* Elemente von Texten, die impliziten Instruktionen, die auf Lesarten und Handlungsweisen ›hindeuten‹, welche den ›Wirklichkeitsbezug‹ des Textes bestimmen, ermöglichen und leiten.

Damit ist die Frage nach der Wirklichkeit der Texte umkreist und um einige irreführende Festlegungen erleichtert; sie ist aber noch nicht beantwortet, denn der Preis für die ertragreiche Erweiterung des Prozesses der Bezugnahme in die Dreistelligkeit des praktischen Vollzugs der Referenz-Implikationen ist der Verlust der Gewissheit über die Einheit und die Grenze des einzelnen Textes. Die Einheit scheint zunächst in den unabgegrenzten Übergängen in die Praktiken hinein verloren zu gehen. Die Fragwürdigkeit der Sinneinheit des materiell begrenzten Textes wurde schon vor Jahrzehnten hervorgehoben durch die Öffnungen der semantischen Grenzen innerhalb des Begriffsfeldes, in dem ›Text‹, ›Kontext‹, ›Intertextualität‹, ›Phänotext‹, aber auch ›impliziter Text‹, ›Subtext‹ und Weiteres beieinander wohnen. Die literaturwissenschaftliche Reflexion lässt sie ineinanderfließen in einer ruppigen Auflistung von Unterscheidungen, die die Texteinheit dekonstruieren, so in Anknüpfung an Kristeva, Starobinski, Genette und Riffaterre bei R. Lachmann (1984). Wenn der Text durch Übergänge entlang intertextueller Sinnpfade an Wirklichkeiten gebunden ist, was begrenzt dann den Text?

Die Einheit des Textes ist mit der Bestimmung der Medien, in denen Texte realisiert sind, eng verwoben. Sind Texte immer Schriften? Haben Manuskript und Typoskript ungeachtet der Differenz zwischen Schreiben und Drucken so viel gemeinsam, dass sie einheitlich, also isomorph – als eine vorläufige »Selbstentfremdung« (Gadamer 1975: 368) des praktischen Vollzugs sprachlichen Sinns – zur ›Objektivierung‹ und damit zur deutlichen Abgrenzung der Sinngestalt führen? Ist dann der ›Text‹ als Schrift das ›Modell‹ der Einheit eines interpretierbaren und auf Wirklichkeit zu beziehenden Ganzen (vgl. Ricœur 1978)? Diese Objektivierung repräsentiert nicht die Flussgestalt der Sprachpraxis, die eingebettete Modalität des Sprachspiels in der Lebensform (Wittgenstein, vgl. Lütterfelds 1999 und Krämer 2000). Deshalb sind ›Protokolle‹, also so genannte Daten der soziologischen Hermeneutik, und darum sind insgesamt alle möglichen materiell abgegrenzten Schriftstücke als medial *verschobene* Geflechte zu betrachten, die die praktischen Sequenzen des Sprechens (Interaktion, Konversation) eher ›vertreten‹ als ›darstellen‹. Angesichts einer solchen Vertretung (bzw. einer ersetzenden Ausdifferenzierung), wird es fraglich, ob nicht-schriftliche Sprach-Zusammenhänge, symbolische Netzwerke (Kulturen?) überhaupt ›Texte‹ heißen sollen. Andererseits hat al-

lerdings das Argument Schule gemacht, aus der Flüssigkeit der Bedeutung in einer überraschenden Umkehrung darauf zu schließen, dass gerade das Sprechen selbst als eine Verschiebung des Sinnes (Supplementation) eine Erscheinungsform *schriftlicher* Struktur sei (vgl. Derrida 1974). Wenn die Vorstellung täuscht, dass die Rede der getreue Ausdruck einer originalen (subjektiven) Intention und erfahrenen Gegebenheit ist, dann leuchtet es (im Zuge der entsprechenden Dekonstruktion der Ableitung aus der Bedeutungsidealität) auch ein, dass die Schrift gar nicht als ›sekundär‹ gegenüber der Rede zu sehen ist (vgl. in diesem Zusammenhang auch Stetter 1999). Aber auch dieses Zugeständnis ändert nichts an der Möglichkeit, den Umfang des Begriffes des Textes über die materielle Schrift hinaus auszudehnen.

Clifford Geertz (1987) hat eine ganze ›Kultur‹ als die Form eines zu entziffernden Textes bezeichnet, was zweierlei heißen kann. Entweder bedeutet es, dass an der kulturellen Performanz (im Vollzug der Lebensform) nur das ›wirklich‹ (wirksam, erfahrbar, explizierbar etc.) ist, was bei der Transkription des praktischen Wissens und der Akte seiner Anwendungen in die Schrift *übrigbleibt*. Für eine solche kolonialistische Ontologie der exklusiv *textförmigen Realität* votiert auch die Oevermannsche Hermeneutik, die nichts außerhalb des analysierbaren Protokolls als empirischen Gegenstand gelten lassen will. Es folgen zudem gewisse konstruktivistische Interaktionstheorien und Konversationsanalysen diesem Pfad, sofern sie den selbstreferentiellen Status der linguistischen Analyse von expliziten Sätzen betonen, aufgrund dessen ohnehin gar kein externer Gehalt verloren gehen kann. In diesen Varianten einer *Hypostasierung* des Textes regiert die methodologische Unterstellung, dass ein schriftliches Protokoll die ›originale‹ Ebene der sozialen Wirklichkeit von interaktiven Sequenzen repräsentiert. Aber welche Rolle spielt dann der Rest, beispielsweise das praktische Wissen, das die praktische Sequenz, die das Protokoll protokolliert, im performativen Modus vorangebracht hat? Dieses Wissen geht ja in den *ex post*-Explikationen der Teilnehmer an einer Interaktionssequenz – und in den transkribierten Protokollen schon überhaupt – verloren?

Die zweite von Geertz potentiell eröffnete Möglichkeit, ›Kulturen‹ als Texte aufzufassen, konzentriert sich ganz konträr zur ersten Möglichkeit gerade auf die *praktische*, die performative Dimension der Verwendung textförmigen Sinnes: sie ergibt sich aus dem Rekurs auf den Begriff einer ›performativen Kultur‹ (Renn 2004, 2014: 30ff. und 63ff.), der den *kollektiven* Hintergrund (des Handelns und Wahrnehmens) in Gestalt eines praktisch hinreichend übereinstimmenden ›impliziten‹ Wissens bezeichnet. Dieser Hin-

tergrund bildet den Sinnhorizont eines habituell verankerten, inkorporierten tacit knowledge, durch den die Person zur Zugehörigen einer Lebensform, eines sozialen Milieus wird. Den »Stoff« dieses Hintergrundes bildet die *textförmig* verwobene Gesamtheit aus intuitiven Kenntnissen von Regelmäßigkeiten, von Gebrauchsbedeutungen, Routinen und praktischen Schemata sowie der reflektierenden Urteilskraft, die es erlaubt, Ereignisse sowie Handlungen in spezifischen Situationen angemessen zu verstehen bzw. an ihnen anzuschließen. Die Kategorie einer performativen Kultur kann also eine Variante, einen Typus eines nicht im Medium geschriebener Sprache materialisierten Textes anzeigen: die (leiblich aber kollektiv) habitualisierte Gesamtheit einer lebensformspezifischen *Textur* impliziten Wissens. Sie teilt mit dem paradigmatischen (geschriebenen) Text der philosophischen Hermeneutik die Gestalt hermeneutischer Zirkularität, sofern im Sinne Wittgensteins der einzelne regelkonforme Zug im Sprachspiel und die Regel des Sprachspiels sich wechselseitig (zirkulär) bestimmen (vgl. Gadamer 1975: 250ff.).⁹

Eine solche Aufzählung verschiedener Möglichkeiten, in denen »Texte« materialisiert sind (als Schrift oder als inkorporierter Hintergrund impliziten Wissens), kann bei der Rekonstruktion des Wirklichkeitsbezugs des Textes helfen, sofern sie Wege über Grenzen zwischen Text und Wirklichkeit entlang der Linien, die von Schriften zu Performanzen führen, erschließt. Aber sie löst das Problem der Bestimmung von Einheit und Grenzen des Textes nicht. Die für die Beziehung zwischen Text und Welt leitend gewordene Frage nach der Begrenzung des Textes muss deshalb noch einmal anders, womöglich zunächst über einen »phänomenologischen« Zugang im Sinne Wittgensteins, angegangen werden.

IV. Relativer (Bedeutungs-)Holismus

»Sieh doch hin, es steht doch wirklich da (im Text).« Was heißt es, dass »es« wirklich dort »steht«, dass also etwas (eine Proposition, ein Satz, eine Bedeutung oder auch ein Gedanke) durch die identifizierende Deutung einer Textstelle trotz der Flüssigkeit, der Polyvalenz und Polysemie des Sinnes der Textstelle, zum Stehen, zum »Widerstehen« (zum Standhalten gegenüber Fehldeu-

9 Zur impliziten Normativität einer performativen Kultur sowie der entsprechenden Zirkularität zwischen Regel der Lebensform und regelkonformen Zügen im Sprachspiel siehe Renn 2006: 283ff. und Renn 2014: 63ff.

tungen) gebracht werden (verdinglicht werden) kann? Was heißt es, dass (genau) dieses nun ›wirklich‹ dort steht, wirksam (mit selegierten Folgen) als dort stehend behandelt wird und werden kann, zum Stehen gebracht wird, indem es nun sich auf ein anderes Stehendes bezieht? Was heißt es im Übrigen, dass es *dort* steht, insofern ich es, wenn ich hinsehe, dort stehen sehen kann? Texte beziehen sich auf ›Wirklichkeiten‹ – aber wer oder was bezieht dabei was auf wen oder was?

Die Frage, wie Texte ›sich‹ auf Wirklichkeiten beziehen (lassen), ist abhängig von der bereits berührten Unterscheidung zwischen ›wirklichen‹ Texten und textuellen (textförmigen und in Texten aufgestellten) Wirklichkeiten. Ein komplex artikulierter Vorschlag hat viele Komponenten, aber man kann die Richtung einer Antwort in einiger Kürze andeuten: Die Wirklichkeit (Tatsächlichkeit und Wirksamkeit) der textuellen Referenz ist eine *praktische* ›Verwirklichung‹ der Unterscheidung zwischen dem wirklichen Text und der Wirklichkeit, auf die der Text referiert. Das leistet nicht der Text selbst, sondern die Interpretin, oder der Interpretant (Peirce, siehe oben), oder die Auslegung, die Lektüre oder die Schlussfolgerung, die aus der Lektüre gezogen wird. Eine notwendige Bedingung dieser Verwirklichung des referentiellen Bezugs des Textes auf die Welt besteht also darin, dass auf den Text und auf seine Bezugnahme Bezug genommen wird. Diese Bezugnahme auf die Bezugnahme muss schon im Lichte der Unterscheidung zwischen dem Text und der Welt erfolgen. Diese auf die Differenz des Textes Bezug nehmende Bezugnahme des Textes ist dadurch *selbst Teil eines Textes*, weil sie die reflexive Zirkularität der Textform (den Zirkel zwischen dem Teil und dem Ganzen) *performativ* in Anspruch nehmen können muss.

Deshalb besteht die notwendige Bedingung dafür, dass der Text auf die Welt bezogen *wird*, überraschender Weise darin, dass es mindestens zwei Texte (zwei textförmige Sinnhorizonte) gibt, von denen mindestens einer auf den anderen Bezug nimmt. Ohne diese Unterstellung einer notwendigen Beziehung zwischen Texten im Plural, die jedoch in der *praktischen* Dimension einer ›vollzogenen‹ Bezugnahme realisiert wird, wäre die skeptische Option der Theorie des Textes, die Referentialität des Textes systematisch zu *leugnen*, d.h., die konstruktivistische Konfiguration von Fiktion und Realitätsbezug, gar nicht möglich. Eine pragmatische Rekonstruktion des Textbezuges kann nicht nur die Referenz des Textes angemessener beleuchten als die konstruktivistische Reduktion, sondern sie muss und kann überdies die strukturelle Bedingung der epistemischen Möglichkeit einer skeptischen Leugnung referenzieller Bezüge erklären.

Die Wirklichkeiten eines Textes (die referierenden Korrelate der praktisch wirklichen »Bezugsgegenstände«) »verwirklichen« sich (sehen sich verwirklicht) durch jene Wirkungen, die der Text durch seine Instruktionen an die Lesarten und durch die Aufnahme des Sinnes und seiner inferentiellen Implikationen in ihrer Übersetzung in ein anderes Medium der Sinnverarbeitung auslöst. Diese verwirklichenden Wirkungen zeigen sich und realisieren sich in Triangulationen (zwei Texte und eine praktische Situation, oder: eine Schrift, eine performativ eingebettete Einheit leiblicher Intentionalität und eine Situation, oder auch: Text, Leser und Hörerin). Die »Instruktionen« zur Sinnverarbeitung, das sind die im manifesten Sinn der Textstelle implizierten, latenten Imperative, die von der Lesart stumm fordern, dass sie durch den Text ihren praktischen Sinnhorizont als Prämisse weiteren Handelns transformiert. Diese Form von Einbau des Textsinnes in den sinnselektiven und damit konstitutiven Horizont der jeweils eigenen Anschluss-*Performanzen* ähnelt der Luhmann'schen Idee, den Begriff der Information über die Transformation der Prämissen für das Handeln der verstehenden Instanz zu definieren (vgl. Luhmann 1981). Den Text zu verwirklichen, heißt, seinen Sinn kommunikativ zu gebrauchen. Kurz: Lesen ist Kommunikation.

Die latenten Instruktionen des Textes sind die Grundlagen, die Auslöser der Wirkungen des Textes, insofern sie als verdeckte Aufforderungen, als Appelle oder auch als dringende Gebote unterhalb der manifesten Oberfläche offener Anweisungen – solche sind explizit und manifest, insgesamt also *deutlich* gegeben im Gesetzestext, im Statut einer Institution – auf Hörerin und Leser Einfluss nehmen. Die Instruktionen werden ihrerseits gleichzeitig durch Hörer und Leserin, durch deren horizontabhängige und situationsbedingte Aufnahme und Übernahme des Sinns und seiner inferentiellen Fransen (im Sinne der »fringes« von W. James), durch die *auslegende* Annahme des Gebots, d.h. durch die verschiebende und spezifizierende Applikation der Instruktionen, beeinflusst, in einen je eigenen Sinn, man kann auch formulieren: in einen eigenen Anschlusswert übersetzt.

Der Interpret, die Interpretin sind »Hüter« des Textes, sie geben dem Text Verwirklichung, wenn sie sich »nach ihm richten«, und auch schon wenn sie ihn – im Horizont virtueller Anweisungen – deuten und dabei ihren eigenen Horizont (wenn auch minutiös) transformieren, so dass schon die nächste performative Intervention der Interpretin in eine Situation (ein »Handeln«) durch den, wenn auch noch so geringen Effekt, den die Lektüre des Textes im Text des impliziten Wissens hinterlässt, eine Verwirklichung des referentiellen Bezuges des Textes auf die Welt realisiert. Dass diese »imperative« Dimen-

sion als reale, wenn auch latente Sinnschicht des Textes gelten muss, dass der Text den Aufruf zur Verwirklichung im Sinne des Auftrags zur Austragung der Wirkungen des Textes »enthält«, das zeigt sich nicht nur in einer moraltheoretisch aufgeladenen Hermeneutik, sondern es ist impliziert in der instabilen Unterscheidung zwischen Explikation und Applikation des Textes. Jede Explikation eines Textes oder eines Textteiles ist zugleich eine pragmatisch bestimmte, praktisch verankerte und den Sinn situativ verankernde, folgenreiche *Applikation* der pragmatischen Implikationen des Textes oder des entsprechenden Textteiles. So wird es von Gadamer (1975: 290ff.) dargelegt, wenn es heißt: »Nun haben uns unsere Überlegungen zu der Einsicht geführt, daß im Verstehen immer so etwas wie eine Anwendung des zu verstehenden Textes auf die gegenwärtige Situation des Interpreten stattfindet. [...] Denn wir meinen im Gegenteil [gegenüber der romantischen Hermeneutik, J.R.], daß Anwendung ein ebenso integrierender Bestandteil des hermeneutischen Vorgangs ist wie Verstehen und Auslegung« (Gadamer 1975: 291).

Die Beziehungen zwischen den Implikationen im Text, den Explikationen und den Applikationen »des einen« Textes bestimmen (identifizieren, grenzen durch Unterscheidungen ein etc.) nun also in rekursiver Selektivität den Sinn der Textstelle, via Zirkel zwischen den Teilen und dem Ganzen. Das Ganze dieses in die performative Situation *ausgedehnten* Sinnzusammenhanges überschreitet dann aber die Grenzen des materiell fixierten Textes. Dadurch stellt sich die Frage: was ist denn dann der Text, was ist dann überhaupt »ein« Text?

Das Medium der Schrift gibt der Idee der Einheit und der Vorstellung der Begrenztheit des Textes zunächst ein Muster und ein Vorbild. Das Schriftstück ist in seiner empirischen Materialität ein Anlass, die Metapher des Gewebes zur analogischen Charakterisierung eines Zusammenhangs von Sätzen heranzuziehen, der die bloße Aneinanderreihung und die neutrale, lineare Sequenz von jeweils autarken (in sich selbst bestimmten) Elementen überschreitet. Denn wie die Fasern der Textur einander halten und das Gewebe bilden, so sind die materiell abgrenzbaren Sätze in der Dimension des Sinnes, das, was sie sind, aufgrund von rekursiven Beziehungen zwischen den verwobenen Elementen des Textes, die den Sinn eines Satzes nicht »nachträglich« mit etwas anderem Sinnvollen verbinden. Nachträglich ist viel mehr die Feststellung des eindeutigen, »wörtlichen« Sinnes der einzelnen Elemente, die von der Abhängigkeit der Bedeutung des Elementes vom Ganzen seines Zusammenhanges, darum eben vom »Kontext«, abstrahiert.

Nachträglich, erscheinen überdies die den Radius erweiternden Übertragungen des Textbegriffes auf nicht schriftliche Konfigurationen, auf die Sequenz gesprochener Sprache oder gar auf die Kultur als Ganze (Geertz 1987, siehe oben), die für das Sprechen und anderen Sprachgebrauch Horizont, Boden, Ressource und Rahmen bedeutet, oder auf die Interaktion und am Ende gleich auf die ganze ›Welt‹ bzw. die soziale Wirklichkeit, sofern beide ein Geflecht von einander gegen- oder wechselseitig bestimmenden, eingrenzenden, bewirkenden, kommentierenden und lokalisierenden Elementen darstellen. Aber diese Übertragung ist nur dem Anschein nach, nur auf der Basis des substantialistischen Vorurteils, eine nachträgliche Überdehnung des Textbegriffs, weil diese Zuschreibungen von Textförmigkeit nachtragen, was als primäre Verfassung der Bezugsgrößen Kultur, soziale Wirklichkeit etc. bereits wirksam war und im Nachtrag erst explizierend ans Licht gebracht wird, so dass der Nachtrag die das Faktische einholende Aufhebung einer abstrakten und dabei verdinglichenden Unterscheidung ist.

Gemeinsam haben diese – medial heterogenen – Textgattungen die von der Hermeneutik hervorgehobene ›relativ‹ holistische Gefügestruktur, in deren Teil-Ganzes-Dialektik jedes Element in seinem spezifischen Sinn und in seiner Bedeutung – ja schon in seiner auf Abgrenzung angewiesenen Identität und Einheit – von Zügen der sinnverarbeitenden *Fortführung* des ganzen Textes abhängig ist (von einer Fortführung, die am vorläufigen Ende des Textes, an der abgeschlossenen Geschichte etc. ansetzen, genauso aber im rekursiven Rückgriff auf ›frühere‹ Stellen geschehen kann).

Was ist die Bedeutung eines Satzes (wofür steht er hier, aufgrund von was »steht« er)? Die hermeneutische ›Zirkularität‹ zwischen Text und Leser (oder Interpretin), zwischen Einheit und Fortsetzung des Textes charakterisiert nicht allein die praktische Struktur der Schriftlichkeit, sondern auch die Form der Rede (in gewissem Sinne wohl auch die vorsprachliche Handlung, soweit diese selbst Text sein kann). J. Derrida hat das Moment der bedeutungstheoretisch *intrinsischen* Schriftlichkeit als wirksam in schriftloser Semiosis hervorgehoben (vgl. Derrida 1974) und damit die vermeintliche Unmittelbarkeit sowie die authentische Übereinstimmung von Rede und Sinn (Stimme) als Schein entlarvt. In ähnlicher Weise legt die Sprachspielmetapher (vgl. Wittgenstein 1984) frei, dass schon die Interaktion als Netz der in die Lebensform eingebetteten Sprachspiele die gleiche zirkuläre Sinn-Konstitutions-Struktur aufweist, die die Hermeneutik dem *geschriebenen* Text abschaut (mit Rücksicht auf die Narration, an der dies besonders auffällig wird, vgl. Ricœur 1988 und Renn 1997). Das Prinzip

der Familienähnlichkeit ist hier das Charakteristikum des Horizontes der *Gebrauchs*-Bedeutung von Zeichen im Sprachspiel. Diese Familienähnlichkeit zeigt an, dass die (*praktisch*) begrenzte Menge der Fälle der Anwendung einer Regel und der Verwendung des ›gleichen‹ Ausdrucks eine *unscharfe* – und gerade deshalb praktisch *taugliche* – Form der Einheit bildet. Wie verhält es sich mit der *Einheit* der Bedeutung eines einzelnen *tokens* (des singulären Zeichen*vorkommnisses* im Sinne eines Ereignisses in der Sequenz der textförmig verwobenen Sprachspielpraxis), und wie verhält es sich im Unterschied dazu mit der Einheit eines *types*, der den vielen *tokens* dieses *types*, den vielen Verwendungen des »selben« Zeichenwertes (Bedeutung), die Einheit geben soll, die sie zu Exemplaren eben dieses *types* macht?

Bedeutungstheoretisch verzweigen sich diesbezüglich mindestens zwei grundlegend unterschiedliche Traditionen der Deutung des Horizontbezuges eines diskreten ›bedeutenden‹ ›Gegenstandes‹ (des Zeichens). Der Gegenstand wird als eine bestimmte, im numerischen Sinne individuierte Einheit verstanden, im Kontrast vor einem Hintergrund oder aber zusammengesetzt aus Elementen, also entweder a) bottom-up aufgrund einer Synthesis von elementarerer, ihrerseits schon selbständigen Einheiten (wie in der »analytischen« Sprachphilosophie) oder b) kraft einer Komplexitätsreduktion top-down, bei der eine allgemeine Bedeutung (ein Typus) durch Indexikalisierung oder durch Konjunktion von Eigenschaften individuiert wird. Der Gegenstand (respektive die Einheit der Bedeutung) ist ein ganzer also entweder als ›Kompositum‹ oder als eine Folge von ›Limitationen‹. Die Kompositum-Vorstellung baut auf dem Muster der Synthese elementarer Einzelheiten (logischer Partikel) auf: etwa auf Phonemen, Morphemen oder, mit Referenz auf die Erlebenseite intentionaler Objektauffassung, auch auf »Urimpressionen« (E. Husserl), Sinnesreizen, wesentlich aktuellen Erlebnissen. Die Limitationsvorstellung geht dagegen von der Kontingenzzreduktion einer Reihe von *bottom-up*-Operationen aus, die ein prinzipiell unabgegrenztes und unsortiertes Verweisungschaos mannigfaltiger Verbindungen teilt, sortiert etc. und durch Selektionsverstärkungen Möglichkeiten der Verknüpfung (z.B. der praktischen Anschlussoptionen) einschränkt. Das Modell des Kompositums lässt entsprechend das einzelne Textelement selbständig (abhängig von seinen Subeinheiten) erscheinen. Die *Bedeutung* eines Textelementes ergibt sich für diese Abstraktion (jedenfalls im Falle der Beschränkung der sprachlichen Bedeutung auf die veritative Dimension propositional eingebetteter Zeichen, vgl. Tugendhat 1976) aus den Wahrheitsbedingungen eines Satzes oder aus den Korrespondenzverhältnissen zwischen Zeichen (-Ketten) und Bezugsob-

jekten. Die Bedeutungstheorie kann »analytisch« vorgehen, sofern sie den Sinn des Textes und kleinerer Sinnträger-Einheiten aus den Sinneinheiten der analytisch isolierten Teile erarbeiten kann. Die Textstelle ist und bedeutet für diesen (un-hermeneutischen) Zugang, das, was sie ist, und sie bedeutet dies auch ohne die Einbettung in Text und Kontext. Das analytisch gewonnene Basiselement ist sinntheoretisch selbständig. Aber so »wirkt« es nur in der Sicht des abstrahierenden Blickes, der die Resultate der begrifflichen Abstraktion für »gegebene« Einheiten oder Grundelemente nimmt (vgl. dagegen z.B.: Ryle 1971) für die Unterstellung der Bedeutung als einer »wörtlichen« und als eines in sich schon bestimmten Gegenstands (vgl. hier wieder: Stetter 1999).

Die Bedeutung lässt sich demgegenüber mit Gewinn für ein effektives Verständnis der *Texteinheit* grundlagentheoretisch an die »pragmatische Implikation« binden. Die Bedeutung des Teiles hängt ab von der holistischen Struktur der Textbedeutung und von der externen Bezugnahme auf Text und Teil. Dann gehört die Bedeutung des Teils insoweit zum Text, insofern sie mit den üblichen und den übrigen Teilen des Textes (mit einzelnen Sätzen z.B.) gemeinsam hat, dass sie an der Bedeutung des gedeuteten Textteils (im Verhältnis zu den übrigen Textteilen) »mitarbeitet«. Diese Arbeit der Bedeutungskonstitution (z.B. die Spezifikation und auch die eine Gattung konstituierende Typisierung) aber muss *vollzogen* werden, und genau hier springt die Lesart des Textes, der Textstelle ein.

Die Lesarten sind die Protuberanzen des Textkörpers, sie spinnen Fäden pragmatischer Implikationen, die die konkrete Bestimmung der Teilbedeutungen und auch den Grad der relevanten Bestimmtheit des Sinnes mitbestimmen, weil sie selektiv den Horizont des Textes in mögliche kohärente Beziehungen zwischen Text und Teilen übersetzen und daraus praktische Inferenzen der Umsetzung und der Anwendung für praktisch anschließbare Konsequenzen gewinnen.

V. Zirkel und die Grenzen des Textes

Wenn die Bedeutung im Text holistischer Natur und zudem von *externen* Selektionen als den Nachvollzügen abhängig ist, dann ist die Rezeption und dann bleibt die Lesart dem Text »nicht äußerlich«, und es bleiben der Text und seine Teile nur in der Sprache einer inadäquaten (aber nachvollziehbar motivierten) Abstraktion autonom bestimmte »Gegenstände« der Bezugnahme durch eine Deutung. Die Bedeutung der Textteile – Äußerungen, Sätze,

Ereignisse einer Geschichte – vermittelt sich in der *Fortsetzung* der Texte qua Übersetzung in die Interaktion oder in eine andere Schrift (vgl. Ricœur 1978) über die *indirekte Referenz* (die Bezugnahme auf eine Bezugnahme), durch die eine medial entkoppelte Textsequenz Anschluss an die pragmatische Wirklichkeit der Interaktion hat. Sie hat diesen Anschluss, sobald ein Teil jener Interaktion der Sprachpraxis als Vollzug der Lesart die relevante und bestimmende Fortsetzung des Textes *ist* (wie Marx betonte, ist eben »die Anatomie des Menschen der »Schlüssel« zur Anatomie des Affen, und *nicht* umgekehrt«; es legt die – kontingente, auch anders mögliche, unvorhergesehene – späte Folge den Sinn des frühen Ausgangspunktes fest). Die Auslegung und die Deutung zeigen sich in den praktischen Schlussfolgerungen, die aus dem Text gezogen werden, als die direkte oder indirekte ›Anwendung‹ des Textes. Wenn der Text selbst dabei den Lesarten Grenzen setzt und zudem spezifische Lesarten mehr als andere ›motiviert‹, d.h. den Anstoß zum Lesen und Aufnehmen gibt, dann wird die explizite Bezugnahme auf den Text der praktische Anschluss an *dessen* Instruktionen (und nicht eine freie und beliebige Projektion des Vorurteils auf den subsumierten und dabei verkannten Text). Und doch bestimmen die Lesart, die Applikation, die Übersetzung – auch wenn der Text ihnen Auflagen macht – über den Sinn des Textes und also über seine sinnhafte Einheit mit.

Die Gefüge- oder Gewebestruktur des Textes (im Kontrast zum ›Gegenstand‹, aber auch zur expliziten Konditionalisierung des Anschlusses durch das ›Gesetz‹ etc.) ist ›relativ holistisch‹. Relativ heißt in unserem Zusammenhang: Der Text ist nicht schon von selbst eine ›Totalität‹. Der hermeneutische Zirkel erhält in ›posthermeneutischen‹ Zugängen (in der Kritik an der abstrakten Limitation der Norm der Lesarten auf die Repräsentation des Originals einer Autorenintention, siehe aber schon: Gadamer 1975: 361ff.) eine *dreifache* statt nur eine zweifache Bedeutung – und davon hängt es ab, wie sich der Text als ›ein‹ Text zur ›Wirklichkeit‹ verhält, weil genau in diesen konstitutiven Zirkularitäten die problematische Einheit des Textes verhandelt wird. Denn einem Text kann Einheit und Grenze nur zugesprochen und zugeschrieben werden, wenn und weil er gerade *nicht* abgeschlossen ist von dem, was nicht zu ihm ›gehört‹ (was aber *auf* ihn ›hört‹, jedenfalls wenn die Übersetzung in den Vollzug der latenten Instruktionen im Fluss bleibt).

In welchem Sinne muss von einem *dreifachen* Zirkel die Rede sein? Die philosophische Hermeneutik stellt selbst 1) heraus, in welcher Weise und mit welchen Folgen (Rekursivität der Lektüre) das Ganze des Textes (bzw. des Horizontes) und seine Teile in einer zirkulären Abhängigkeit voneinander ste-

hen. Diese Abhängigkeit ist die wechselseitige Angewiesenheit in der Bestimmung des je eigenen Sinnes, und sie drückt sich indirekt, nämlich methodisch darin aus, dass die Operation des auslegenden Verstehens oszillieren muss zwischen der Erklärung des Teiles durch das Ganze und der Erklärung des Ganzen durch die Teile (so erläutert es am Begriff des Spiels entlang: Gadamer 1975: 105ff.). In dieser Verlagerung des *objektiven* Zirkels der Sinnbestimmung von Teilen und Ganzem in eine Verlegenheit der *Methode* liegt bereits die zweite Fassung des Zirkels beschlossen: nämlich der Hinweis auf 2) das anscheinend paradoxe, weil ebenfalls zirkuläre Verhältnis zwischen Textsinn und Sinnhorizont der Interpretin, d.h. zwischen dem Text als dem in der Deutung Beurteilten und als dem Träger eines *eigenen* Urteils über ›die Sache‹ und dem Vorurteil des Lesers, der Leserin. Aber es kommt eine dritte Zirkularität hinzu, die indessen in der klassischen Hermeneutik abgeblendet zu werden droht durch die philologische und als solche Disziplinen konstituierende Konvention der Klassifikation von Korpus, Kanon und Gattungen. Denn die *Zuordnung* der Texte – mit denen die hermeneutischen Wissenschaften arbeiten und an denen sie die Erfahrung der zwei ersten Zirkularitäten machen – zu diskreten Gattungen überspringt durch Treue an der Konvention den *dritten* Zirkel zwischen der Einheit des Textes und seiner Differenz zu seinen Fortsetzungen. Denn neben dem Ganzen und seinen (internen) Teilen, dem Horizont des Textes und dem Horizont der Lesart konstituieren und individuieren sich 3) auch die *Einheit* des (begrenzten) Textes und die Gesamtheit der pragmatischen *Fortsetzungen* des Textes zirkulär und wechselseitig.

Zwar wurden die Zuordnungen der paradigmatischen Texte zu Gattungen durch Gadamer selbst kraft der nebensinnreichen Metapher der Horizontverschmelzung offengehalten (Gadamer 1975: 289f.). Aber die Gattungsklassifikation ist dennoch eine konventionalisierte, ihren eigenen selektiven Zug überspringende und das Problem der Einheit des Textes vergessende ›Abgrenzung‹ des Textes. Gadamer selbst transzendiert eine dogmatische Konventionalisierung, die den Text mit dem Zeichenkörper klassischer Schriften identifiziert und begrenzt halten will. Denn er macht die Grenze zwischen dem fremden und dem eigenen Horizont zu einer *dynamischen* Größe. Der Horizont ist damit weder für die Autoren noch für den Leser, die Interpretin auf den Textkörper selbst eingeschränkt, sondern er bildet den Kon-Text: den Hintergrund aus Schemata, Unterscheidungen, Schlussformen und -weisen, Wortfeldern und Plausibilitätsgewohnheiten, die ›von außen‹ zur Einschränkung und zur Komposition des Einzel- und Gesamtsinnes beitragen. Jene Grenze zwischen Horizonten – paradigmatisch verhandelt mit Rücksicht auf den Zei-

tenabstand der historischen Deutung – wird nach Gadamer notwendig und präsumtiv durch die *wirkungsgeschichtliche* Kontinuität nicht nur überwindbar, sondern überhaupt erst als solche sichtbar bzw. konstituiert (Gadamer 1975: 290). Genau genommen stellt sich Gadamer die Frage der Hermeneutik deshalb gar nicht in der schärfst möglichen Fassung, nicht – wie üblich unterstellt – als die Frage nach den Aussichten auf die restlose Überwindung der Differenz zwischen eigenem und fremdem Horizont oder nach der Möglichkeit einer einzig richtigen Deutung. In »Wahrheit und Methode« steht die viel interessantere Frage nach der Möglichkeit des Unverständlich- und Fremd-Werdens zur Debatte.¹⁰ Wie, so lautet nämlich die grundlegendere Frage, entsteht überhaupt die Differenz, die zunächst in der – allerdings nur vermeintlich selbstverständlichen – Begrenzung der Einheit eines ab- und verschlossenen Textes besteht bzw. sich darin ankündigt? Wie wird uns das fremd, womit wir über latente Fäden einer indirekten Kette pragmatischer Verbindungen und Transmissionen doch verbunden bleiben?

Vielleicht bildet sich die Differenz der Horizonte und in Folge dessen auch die Konvention der Gattung und der Mythos der Grenze des (kanonischen) Textes, indem die impliziten Instruktionen des Textes für die Applikation durch die *Ausdifferenzierung* zwischen Schrift und Verwendungspraktiken, zwischen Medium des Textes und Kontexten der Applikation, unklar, mehrdeutig, kontingent werden (dazu mit Bezug auf die Medienevolution: Renn 2006: 375ff.). In einer früheren, der Textentstehung zeitlich, sozial und kulturell nahen Konfiguration aus Aussagen und ›praktischen‹ Kontexten, erschien das Gesagte selbst im Text repräsentiert zu sein. Der Sinn der Rede war zunächst in funktionierender Einbettung in die Lebensform praktisch

10 Bei Gadamer selbst ist es klipp und klar formuliert, dass die (kulturrelativistische bzw. konstruktivistische) Idee *geschlossener* Sinnhorizonte eine unhaltbare und vor allem eine vergessliche Abstraktion ist. Zur Möglichkeit der Erreichbarkeit des fremd gewordenen Horizonts heißt es: »Die Frage stellen heißt, sich die Besonderheit der Situation eingestehen, in der Verstehen zur wissenschaftlichen Aufgabe wird, und daß es gilt, diese Situation als hermeneutische Situation erst einmal auszuarbeiten« (Gadamer 1975: 290). Hätte Gadamer an dieser Stelle, an der die Provokation der Geschichtlichkeit des Verstehens durch die wirkungsgeschichtliche Kontinuität entschärft werden sollte, *differenzierungstheoretisch* argumentiert und an die *Emergenz* eines späteren Horizontes einer Rekonstruktion des früheren Sinnes gedacht, dann wären uns Jahrzehnte der wütenden poststrukturalistischen Kritik an der »Horizontverschmelzung« (Gadamer 1975: 289) vielleicht erspart geblieben.

hinreichend gewiss, die Lesart des Textes und die Teilhabe an der Lebensform schienen ein und dasselbe zu sein, soweit die Rede und ihre Schatten im Text nicht auseinander dividiert erschienen und der Sinn wie in oraler Tradition scheinbar als er selbst unverändert im Medium der Schrift aufbewahrt wurde (vgl. Goody 1986). Die befestigte Form der *geschriebenen* Sprache hielt die *Explication* der Rede, nicht aber ihre performativ zu entziffernde implizite Gebrauchsbedeutung, fest. Und diese Differenz wird offenbar; sie wird zu einem kommunikativen *Hindernis* in Gestalt der wirksam werdenden Mehrdeutigkeit durch die Bewegung und die Veränderung der praktischen Kontexte und Formen der Sprachverwendung (vgl. Assmann 1999). Denn die Drift der kommunikativen Komplexe aus praktischen Implikationen (dem impliziten Wissen der Teilnehmer an der Sprachpraxis) in den sich verändernden Kontexten der Lebensführung, in einer ausdifferenzierten Sozialstruktur, verschieben und pluralisieren mögliche Sinnimplikationen und die Gebrauchsbedeutung von vormals praktisch *unproblematischen* Ausdrücken, so dass die textuelle Form der ursprünglichen Rede in einer neuen hermeneutischen Situation ambivalent bis dunkel, in jedem Falle aber offensichtlich auslegungsbedürftig wird (vgl. Ricoeur 1978, Renn 2006: 386ff.).

All das läuft darauf hinaus, dass das in der philosophischen Hermeneutik so bedeutende »Ganze« des Textes in *pragmatischer* Perspektive in den unscharfen Übergängen zwischen Ausdruck, Auslegung und Anwendung seine klare Kontur verliert. Die *äußerliche* Begrenzung des Textes beantwortet die Frage nach seiner Einheit als einer abgeschlossenen Sinngestalt nicht. Wo also beginnt, und wo endet der Text, wenn doch das holistische, rekursive, zirkuläre Gefüge zwischen den Teilen und dem Ganzen sich in die Vielzahl der instruierten Fortsetzungen des Textes in der Umgebung des Textes und in seine praktischen Inferenzen auszudehnen scheint?

Wenn die vom Text *instruierten* praktischen Bezugnahmen auf den Text dessen Bezugnahmen auf die Welt in Kommission nehmen müssen, um der indirekten Referenz des Textes Wirkung und der Sprache eine Verankerung in der praktisch erreichbaren Welt zu verschaffen, dann können die materiellen Begrenzungen eines Textkörpers – die Inskriptionen und Transkriptionen zwischen den Wänden des Einbandes – die »wirkliche« (weil wirksame) Begrenzung des Textes nicht bestimmen. Und wenn die Grenze und die Einheit des Textes durch die Grenze der Einflüsse anderer Elemente auf ein (wie aber abgegrenztes?) einzelnes Element gezogen wird, wo enden dann diese Einflüsse, wenn doch die »Fortführung« des Textes auch in der nächsten Bezugnahme auf eines seiner Elemente bestehen kann?

Es erscheint jetzt unabweisbar, dass die Suche nach der Bezugnahme des Textes auf die Welt durch das Mittel seiner theoretischen Einbettung in die praktische Dimension seiner Applikationen das Kriterium der Einheit zu verlieren droht. Die Überlegungen führen an dieser Stelle in eine Antinomie: Wenn gilt, dass der Text geschlossen ist, dann kommt man ›von außen‹ nicht hinein in seine innere Gefügestruktur und Rekursivität, und es gibt keine durch den Text selbst legitimierte, kontrollierbare, eingeschränkte Bezugnahme ›auf den Text‹, keine Deutung des Textes, die nicht selbst Teil des Textes ist (die eindringliche Äußerung: »sieh hin, es steht doch da« verwechselt bei Verwendung des »es« die Deutung mit dem Gedeuteten, denn schon das »etwas«, auf das hingewiesen wird, verdankt seine Bestimmung der Limitation des möglichen Sinnes des Ausdrucks durch den Kontext, in dem der Hinweis vollzogen wird). Oder aber, das Gegenteil ist gerechtfertigt: Jede mögliche Bezugnahme auf ›den Text‹ kann wirklich auf ihn zugreifen – das heißt wirksam und durch den Text selbst zumindest in Teilen bewirkt sein – aber sie ist dann als ›Fortsetzung‹ des Textes selbst Teil seiner holistischen Strukturierung (des Gesamthorizontes, der seinen Sinn und den Sinn der Teile bestimmt) und damit Teil des Textes. Dann hat der Text kein Ende, es werden ihm nur vorläufige, konventionelle und prinzipiell kontingente, hier und jetzt wirkliche und wirksame, aber immer prinzipiell aufkündbare, künstliche Abschlüsse diktiert. Und doch ist die Referenz der Ausdrücke im Text auf etwas ›Äußeres‹ nur möglich, wenn genau solche Abschlussoperationen die Differenz zwischen dem Text und seiner referentiellen Korrelate ziehen (etwa Fiktion und Realität unterscheiden), um dann durch die Triangulation (Text – Lesart – Welt) Koreferenz zwischen Texten und Lesarten herausstellen zu können. Triangulation bedeutet also die Bildung des Dreiecks zwischen dem Text, dem Element, auf das er sich bezieht und der interpretierenden Einheit, die jene Beziehung nachvollzieht und damit die Instruktion des Textes aufnimmt, ihn als Deskription zu behandeln.

›Relativ holistisch‹ muss die Form des Textes also heißen, weil er in einer Hinsicht – als Medium der schriftlichen oder auch der schriftäquivalenten Ausdrucksgestalt (z.B. als spezieller kultureller Horizont) – als ein vernetztes Ganzes aus rekursiv aufeinander bezogenen Elementen gelten muss (wir sehen ja die einzelnen Sätze, auch wenn ihr »Sinn« ebenso wie ihre Gebrauchsbedeutungen sich im Kometenschweif der jeweils möglichen praktischen Implikationen zu zerstreuen drohen). Aber andererseits bleibt diese seine Geschlossenheit immer relativ zu kontingenten Manövern des Abschlusses, und diese Abschlüsse bleiben stets vorläufig.

Das Problem der Grenze des Textes ist deswegen das Problem der *Fortsetzung*. In der resultierenden Antinomie zeigt sich die Instabilität der Unterscheidung zwischen dem ›Fortschreiben‹ des Textes und der ›Deutung‹ des Textes. Die konstruktivistischen Exaltationen, die glauben machen wollen, sie hätten die Hermeneutik überführt und verwunden, brauchen den Fetisch einer klaren Grenze, die die Immanenz einer selbstreferentiellen Sinneinheit markiert. Eine Deutung wäre unter der Voraussetzung einer solchen klaren Grenze ›eindeutig‹ *keine* Fortsetzung des Textes, und sie dürfte keinerlei Einfluss auf den Text, auf die Bedeutung seiner Elemente, auf den Sinn ihrer Implikationen für die durch die Lesart beeinflusste Praxis haben. Dann aber müssten wir trennscharf auseinanderhalten können, 1) was ein Satz des Textes in Relation zu den übrigen Sätzen des Textes ›bedeutet‹, und 2) was er aufgrund der ›Deutung‹ bedeutet, die diesen Satz und diese Relationen, in denen er steht sowie ihre Bedeutung für einander *deutet*, ›. Und das ginge nur, wenn der zweite Fall in den Sinnhaushalt des zirkulären Horizontes des Textes nicht eingreifen würde, d.h.: die Unterscheidung wäre nur zu halten, wenn der Text sich selbst genüge und sich selbst etwas bedeutete und anzeigte, sich selbst instruierte.

In der Regel gehen wir indessen auf der Basis kontingenter Abkürzungen von einem klaren Unterschied zwischen Fortschreiben und Deuten aus, zwischen Verfassen, Redigieren und Abschließen eines Aufsatzes und der späteren Reaktion auf ihn, der Kritik, der Rezension, einer Replik und einer Explikation, insgesamt der Deutungen des ›abgeschlossenen‹ Textes; diese klare Unterscheidung bezieht den Schein der Eindeutigkeit aber zunächst in lebensweltlicher Unaufgeklärtheit aus unhaltbaren Verwechslungen: Aus der Überdeutung einer rein *medial* spezifizierten Differenz zwischen *materiellen Trägern* und aus der Unterstellung der Koextension zwischen den Grenzen dieser Träger und den Grenzen der textuellen Einheiten mit kommunikativem Sinn, auf deren Unhaltbarkeit unsere Analyse bereits gestoßen ist. Nur die voreilige oder abstrakte Identifizierung von materiellem Träger (Zeichenkörper) und Bedeutungseinheit bzw. -gewebe, die auf die sozialen Konstitutionsbedingungen *dieser* Verschmelzung nicht achtet, erlaubt diese Übertragung der bestimmten Abgeschlossenheit einer ›äußerlich‹ begrenzten Textmenge auf die Abgeschlossenheit eines bestimmten, einzelnen, rekursiv vernetzten Bedeutungsgewebes. Eine solche Identifizierung wird in kritischen Editionen klassischer Texte am Problem der ›Varianten‹ sichtbar. Sie geht hervor aus der pragmatischen Vorgeschichte der Beschränkung eines ›Korpus‹ kanonischer Texte, die bezeichnenderweise auf die Differenz zu apo-

kryphen Texten bezogen bleibt. Nicht erst der Diskurs der Intertextualität (Lachmann 1984), und auch nicht allein die Differenzierung von Sub- und Phänotext, deuten hin auf die Künstlichkeit bzw. die Naivität einer solchen Ko-Extensions-Unterstellung. Die Einheit des Textes angesichts der Erweiterung seines (Sinn-)Radius in die *praktischen* Felder seiner Wirkungen führt zur Frage nach den Fortsetzungen des Textes. Eine mögliche Unterscheidung zwischen Fortsetzungen, die zum Text gehören (zu seinem Sinn), und solchen, die es nicht tun, könnte sich aus der Betrachtung der Unterscheidung zwischen ›Verwenden‹ und ›Zitieren‹ des Textes oder einer Textstelle ergeben.

VI. Verwenden und Zitieren

Die Differenz zwischen dem Fortschreiben (Verändern) und dem Deuten oder Auslegen des Textes ist verwandt mit der Unterscheidung zwischen dem ›Verwenden‹ und dem ›Zitieren‹ eines Ausdrucks. An der letztgenannten Unterscheidung arbeitet sich Derridas Nachweis ab, dass das Zeichen im Performativen aufgrund der konstitutiven Iterierbarkeit keinen festen Bezug und keine eindeutige Bedeutung garantieren, begründen oder fundieren kann (vgl. Derrida 1988). Zur Plausibilisierung beruft er sich auf die Instabilität der Differenz zwischen einer reinen und einer unreinen, d.h. einer den Umständen angemessenen und einer ihnen nicht angemessenen *Verwendung* der Zeichen. Bei dieser Argumentation aber – in seiner Kritik an Searle und Austin – konfundiert Derrida selbst die Operationen des Verwendens und des Zitierens. Denn die dekonstruierende Verflüssigung der Bedeutungseinheit kann (und will) den Unterschied nicht mehr einholen zwischen 1) der Selektion möglicher Fortsetzungen durch die Festlegung der Einstellung eines Teilnehmers am Gespräch (d.h. die Verpflichtung auf gewisse denotativ ausgerichtete Unterstellungen, die durch den Zeichengebrauch inferentiell gesetzt sind, vgl. Brandom 1994) und 2) der Selektion einer Folge von Zeichen, die ohne Rücksicht auf Referenz und Inferenz (praktische Implikation) durch *Supplementierung* verknüpft sind (im Sinne einer selbstreferentiellen Semiosis, vgl. Barthes 1981). Das eine unterscheidet sich aber vom anderen (mindestens) durch die *Art der Festlegung* (und Einschränkung) auf bestimmte Fortsetzungsmöglichkeiten im Fluss des Zeichengebrauchs, die eben auch über *referentielle* Einschränkungen des Spielraums der Bezugnahmen laufen (aber eben diese *referentielle* Bindung droht für eine *dekonstruktivistische* Lektüre wegen der genealogischen Bindung ihres sprachtheoretischen Problembezugs an de Sauss-

sure, d.h. wegen der paradigmatischen Orientierung an den *Differenzwerten* des Signifikanten, immer unter den Tisch zu fallen).

Jene Frage der Festlegung eines Spielraums der Fortsetzung in der Rede hängt zusammen mit der Art und Weise, in der die Instruktionen des Texts den Lesarten Auflagen machen können. Der Satz im Text ist Instruktion der Lesart (oder er enthält diese Instruktion), so wie die Regel eine Instruktion ist für die in der *Sprachpraxis* umgebungsgebundene, spezifische Ausführung. Die Übersetzung des Textes in eine Lesart rekonstruiert die Instruktion als ›etwas‹, das im Text gegeben ist (gegeben wird und außerhalb des Textes aufgegeben ist, das aufgenommen, übernommen wird auch im Sinne einer *Verantwortung* getreu der Verpflichtung zur angemessenen Antwort bzw. im Sinne der Nötigung zur *konsistenten* Selektion der Fortsetzung). Die Übersetzung der Instruktion in den einzelnen faktischen Zug im Sprachspiel ist eine Aufnahme des im Text Gegebenen. Aber diese Übersetzung ist keine Übernahme eines durch die Rekonstruktion unberührten, *unveränderten* Inhalts, sondern die Aufnahme fügt etwas hinzu, und sie lässt etwas weg, sie stellt um und entstellt. Derridas Problemstellung lokalisiert nun diese Entstellung bereits mitten im ›primären‹ Verwendungskontext: Die Iterierbarkeit entrückt das Zeichen dem Ursprung seines vermeintlich deutlichen Bezugs (deswegen ist die Schrift in ihrer funktionalen Polysemie und Arbitrarität der Stimme und der Rede vorgängig, vgl. Derrida 1979). Sie entzieht dem Zeichen das Original; die Dissemination verschiebt (angeblich ›selbst‹) den Sinn, und die Supplementation bedeutet schließlich, dass ein Original gar nicht gegeben war, denn der Text ist auch hier nicht geschlossen, sondern es ging und es geht immer weiter.¹¹ Fortsetzen und Deuten des Textes wären demnach gar nicht zu trennen, denn Derrida hält dafür, dass das Zitat immer schon ein Verwenden, bzw. (entgegen der oben genannten Unterschiede zwischen den Arten der Festlegung) mit dem Verwenden bedeutungsbezogen äquivalent sei. Die

11 Plausibel machen lässt sich gewiss die dekonstruktivistische Kritik an der idealistischen Vorstellung, die sprachliche Bedeutung ließe sich erstens an der Urstiftung durch subjektive Verbindung zwischen generalisiertem Noema und Ausdruck befestigen und zweitens die Stabilität der Bedeutung wäre über das Prinzip der Univozität der Bedeutung garantiert (so: Husserl 1928, 1954 und 1987; zur epochemachenden Kritik daran: Derrida 1987); problematisch ist allerdings die Radikalisierung des darin liegenden Bedeutungsskeptizismus, der den referentiellen Bezug des Sprach- und Zeichengebrauchs gänzlich über Bord wirft, statt ihn in eine mit der *performativen Polyvalenz* des sprachlichen Ausdrucks verträgliche Form zu bringen.

Unterscheidung zwischen dem Fortsetzen und Auslegen oder Deuten droht also zu kollabieren. Aber ist diese Schlussfolgerung wirklich zwingend?

Die Unterscheidung zwischen Zitat und Verwendung eines Satzes, eines Ausdrucks oder eines Zeichens stützt sich primär auf die Distanz, die durch die Anführungszeichen markiert wird. Der Text oder die Leserin, die zitierend wiedergeben, was gesagt oder geschrieben wurde, übernehmen *nicht* die Verantwortung für die *Verbindlichkeiten* des illokutionären Gehaltes der wiedergegebenen Äußerung (Austin 1975). D.h. die praktisch implizierten Verpflichtungen, z.B. auf Nachfrage Rede und Antwort zu stehen oder auch den Implikationen Genüge zu tun (etwa das gegebene Versprechen zu halten, die Negation des Gesagten nicht zu affirmieren etc.), werden durch das *zitierende* Wiedergeben eben *nicht* übernommen, weil die Sprecherposition nicht eingenommen, sondern nur vorgeführt, angezeigt, mitunter explizit beschrieben wird. Aber die Skepsis gegenüber der Trennschärfe der Unterscheidung zwischen Verwenden und Zitieren hat dennoch ihren Punkt: Denn die Markierung des Zitats enthält trotz Distanz zu den Verpflichtungen der Sprecherposition immer noch die Instruktion zur *angemessenen* Wiedergabe des Zitierten. Solange die Klage gegenüber einer entstellenden Zitation möglich bleibt (was ein eigenes Referenzpostulat impliziert), bleibt das *präskriptive* Element der Aufforderung zur getreuen Deskription (zur Rekonstruktion der Bedeutung) des Zitierten in Kraft. Das Zitat ist aber gerade *deshalb* ein eigenes Verwenden, und zwar das zweite Verwenden einer ersten *anderen* Verwendung, die in einem im Vergleich zu diesem zweiten Verwenden nun *externen* Text geschah. Zwei Texte also stehen im Verhältnis als je für sich praktisch bedeutsame Kontexte, die jeder dieser Verwendungen im Unterschied zur jeweils anderen einen anderen Horizont der typischen Verbindungen von Rede und Antwort und der pragmatischen Implikationen gibt, wobei die erste Verwendung (erster Text) im zweiten Text durch die zweite Verwendung der ersten Verwendung *zitierend* deskriptiv in *Objektposition* gebracht wird.

Das aber bedeutet, das Zitat ist erst »Zitat«, wenn es als das Verwenden einer Verwendung der Vollzug einer sprachlichen Fortsetzung in einem »eigenen«, in einem vom ersten *differenzierten*, weiteren Text ist. Das zitierende Verwenden einer zitierten Verwendung von Zeichen ist in seinem eignen Texthorizont mit den *dort* gültigen, eigenen präskriptiven Implikationen verwoben, zu denen dann (womöglich) der Imperativ der getreuen Deskription jener anderen (ersten) Verwendung gehören kann. Aber Zitate sind immer Verwendungen in jeweils *anderen* Texten. Die Anführungszeichen des Zitats markieren, bezeugen und beglaubigen also das Ziehen einer Grenze zwischen zwei

Texten (mutatis mutandis zwischen zwei pragmatischen Kontexten), d.h. die Differenzierung zwischen »Objekttext« und »Metatext«, ohne dass damit eine Asymmetrie oder eine Hierarchie zwischen diesen Texten verbunden sein muss.

Insofern ist die Unterscheidung (eigentlich der Gebrauch der Unterscheidung) zwischen Verwenden und Zitieren selbst schon eine Form der so rätselhaft gewordenen Bestimmung der *Einheit des Textes* durch *Abgrenzung* des Textes, denn das Zitieren stellt eine Verwendung zweiter Ordnung, die Verwendung einer Verwendung, dar, die den »Austritt« aus dem zitierten Text (d.h. aus dem pragmatischen Kontext der zitierten Wendung) und den Eintritt in einen anderen Text impliziert und zur Voraussetzung hat. Der Text (als vermeintliche Totalität), in dem das Zitierte verwendet ist, wird in genau diesem und genau durch diesen Übergang ein »Referenztext«¹². Wir können also ableiten: 1) die substantielle Einheit des Textes ist immer das sekundäre Resultat fundierender praktischer Abgrenzungs-Akte und 2) die explizite Bezugnahme auf den Text bildet eben jene Grenze erst aus, deren Überschreitung die Bezugnahme überhaupt zur »Bezugnahme« macht. Aus diesen Ableitungen folgt, dass jeder Text, dieser spezifische Text, »ein« Text nur als ein *Referenztext* überhaupt ein Text ist. Der Text ist ein Text (im Unterschied zum Kometenschweif der praktischen Fortsetzungen, die seine Implikationen in Applikationen übersetzen und dadurch dem Text den *Anker in der Welt* verschaffen), nur wenn und weil er Bezugsobjekt eines anderen Textes ist (für den das gleiche gilt!). In eben dieser Quintessenz besteht ein zentrales Ergebnis der Verbindung zwischen dem »relativen Holismus« einer Theorie der textuellen Bedeutung und der methodischen De-Substantialisierung aller Entitäten, die als Träger hermeneutischer Sinnvollzüge verstanden werden kön-

-
- 12 Und dabei kann die an der Schrift abgenommene Reduktion der Textgrenzen auf den materiellen Korpus nicht darüber hinweg täuschen, dass auch die Rede, die Sequenz des Vollzugs der Sprachspiele in sich bereits dieses Moment der Abgrenzung eines Textes enthalten kann: auch die in der Interaktion eingebettete Bezugnahme einer Äußerung auf eine andere Äußerung (die distanzierende Rekursion) konstituiert, wenn sie denn den Implikationen des Zitierens folgt, die Abgrenzung zwischen zweierlei *textuellen* Horizonten des Gehaltes der verhandelten Äußerung, so aber, dass dann z.B. der jeweilige *intentionale* Sinnhorizont der beteiligten Sprecherinnen diese Kontexte bildet. Das heißt dann auch, dass der Übergang vom Verwenden des Gesagten zum Zitieren bei adressierendem Rekurs auf die doppelte Kontingenz der Interaktion eine mikrologische Variante der so genannten »Subjektivierung« darstellt (vgl. Renn 2006: 432ff. und 1997: 263ff.). Intentionalität und Textdifferenzierung koevolvierten.

nen (performative Kulturen, materialisierte Texte, Interaktionen, Bewusstsein etc., vgl. zur Differenzierung von Sinnhorizont-Typen: Renn 2018: 199ff. und Renn 2019).

Der Imperativ: »Sieh hin, es steht doch wirklich da«, trägt in sich deshalb nicht bloß die Instruktion, die Aufmerksamkeit auf den Wortlaut eines Satzes in einem Referenztext zu richten, sondern überdies artikuliert die Aussage im zweiten Teil des Imperativs mehr als nur eine Behauptung mit Anspruch auf empirische Geltung, nämlich eine indirekte, aber bedeutsame *Aufforderung*. Der Imperativ, genau hinzusehen, fordert »zwischen den Zeilen« dazu auf, die Behauptung (es steht da) *praktisch* (durch die Performanz der Bezugnahme) in ein *Zitat* zu verwandeln und also den bloß deskriptiven Geltungssinn der Behauptung »es steht doch da« zu transzendieren. Die Aussage, es stehe doch da, ist schon wegen ihrer Interpretierbarkeit, auf dem Boden der Unterscheidung zwischen der Instruktion durch den Referenztext (wo es steht) und der Rekonstruktion durch die Lesart (was dort steht) im Text der (zitierenden) Bezugnahme, die immer Lücken im Übergang enthält, mit einem Appell aufgeladen. Die Instruktion des Referenztextes enthält die pragmatische Implikation, dass der Sinn seiner Teile, die Bedeutung der Textstellen und schließlich die Bedeutung der einzelnen Ausdrücke zu bestimmen, zu explizieren, festzustellen, sicher zu stellen, zu positionieren und zu positivieren sei.

Denn was und vor allem wie »ist« »es«, also jenes, das dort »steht« (gestellt wird), wenn doch die Bedeutung des Satzes, auf den ich hinsehen soll, mit dem Wortlaut noch nicht »gegeben« ist, sondern der Transkription überantwortet ist, der praktischen Rekonstruktion von mindestens einer der vielen möglichen Lesarten, die an den Instruktionen ansetzen, die zwischen dem Kontext und dem Referenztext wirken. Durch Hinsehen feststellen, dass es genau hier und dort¹³ steht, heißt, durch rekonstruktive Fortsetzungen des

13 Die Angabe des Ortes ist angewiesen auf eine Festlegung zwischen entweder verallgemeinerter Topik (an dieser *numerisch* identifizierten Stelle des allgemeinen – man möchte sagen des »euklidischen« – Raumes: »ibi«) oder aber indexikalischer, d.h. *perspektivischer* Lokalisierung (hic et nunc), die relativ zur Position der Bezugnahme innerhalb des Kontextes der Verwendung ist. An dieser Unterscheidung hängt u.a. die Unterscheidung der textuellen Perspektiven: Verwenden heißt, den Ausdruck im performativen hic et nunc *praktisch* zu lokalisieren, während das Zitieren dem »hier«, wo es »jetzt« (in der Gegenwart des Zitierens) steht, einen objektivierten Platz im verallgemeinerten Zeit-Raum zuweisen muss. (Siehe dazu, d.h. zu den Folgen der topologischen Abstraktion der Stelle, an der »es« steht, auch: Ryle 1971).

Textes (durch Verlängerung der pragmatischen Ketten) in einem neuen Text (in der Sequenz, in die das Zitieren eingebettet ist) den Text festzustellen, zum vorläufigen Stillstand (d.h. hier: zur *provisorischen Eindeutigkeit*) zu bringen. Die Instruktion des Referenztextes wird durch eine Rekonstruktion aufgenommen, übersetzt und dann durch Festlegung, durch Vereindeutigung, was es sei, das dort stehe, für das Weitere, um der weiteren, ökonomischen Sinnbewirtschaftung willen, zum Stillstand gebracht.

Die ›Stellung‹ des Wortes im Satz (die grammatische Rolle) ist vor diesem Hintergrund ganz offenkundig keine objektive (deutungsunabhängige) Tatsache, welche das Zitat mit deskriptivem Geltungsanspruch getreu der Ausgangslage repräsentieren könnte, sondern sie ist die Folge einer *rekonstruktiven* Feststellung (im Sinne von Befestigung) durch die zitierende Verwendung (vgl. Stetter 1999). ›Die Bedeutung ist der Gebrauch‹ heißt in diesem Zusammenhang: Die Verwendung des Satzes im Zitat ist der Transport einer Form in einen anderen Text, bei dem aus der impliziten (praktisch zu übersetzenden) Instruktion des zitierten Satzes die reflexive Instruktion abgeleitet wird, den Satz zu zitieren *und* aus dem Zitat praktische Folgerungen zu ziehen. Die Fortsetzung bedeutet deshalb zugleich die selektive Übersetzung der Instruktionen des zitierten Textes in seine Verwirklichung (als einbettende Umformung seiner Implikationen in Performanzen) und die distanzierende Feststellung des derart verwirklichten Textes, die durch die Eröffnung eines *neuen* textuellen Kontextes den jetzt zugleich zitierten und *verwirklichten* Text zu einem Referenztext mit einer jetzt abgegrenzten Einheit macht.

Der Text ist jetzt endlich »real«, weil er »wirksam« geworden ist, also ist er *indirekt* (durch die Übersetzung) in der Welt *verankert*; das aber um den Preis, zunächst aus ihr *heraus* differenziert worden zu sein und als Horizont einer jetzt nurmehr fiktiven Welt textimmanenter Signifikate (des »Referentials«, siehe oben) zu gelten.

Die Wirklichkeit eines Textes besteht also nur in einer ganz begrenzten und für die Wirksamkeit des Textes ganz unerheblichen (untergeordneten) Hinsicht in der Materialität des Textes, der Körperlichkeit der Zeichen. Für die Lesbarkeit des Textes und für die praktische Aufnahme der Instruktionen des Textes, für die Fortschreibung und Fortsetzung ist die materielle Konstanz eines Trägermediums skripturaler Gewebe eine notwendige, aber in keiner Weise eine hinreichende Bedingung. Um den Brief lesen zu können, muss es möglich sein, ihn (oder eine Transkription, ein Bild, womöglich die innere Anschauung eines ›photographischen Gedächtnisses‹) mir vor Augen zu führen. Doch *sehen*, »was da steht«, heißt offenkundig etwas ganz Anderes.

Die materielle Begrenzung des Textes durch die ›Vorhandenheit‹ eines Zeichenkörpers allein schränkt den Sinn und die Einheit des Textes also nicht hinreichend ein. Es bleibt die Frage also immer noch offen: Wenn der Text, wie wir gesehen haben, nur als Referenztext »ein« Text und nur so »wirklich«, also in der Welt verankert wird, was bedeutet das für die zirkuläre Beziehung zwischen dem Teil und dem Ganzen des Textes (Gadamer 1975)? Wir können auf dem Zwischenstand der bisherigen Überlegungen die Frage in die folgende Form bringen: Was unterscheidet die Fortsetzung des Textes durch die Verschiebung, die Vereindeutigung (Feststellung), die Revision und die Rekontextuierung der Bedeutung *einzelner* rekursiver und schon zuvor ›gesetzter‹ Elemente des Textes von der Deutung des ganzen Textes? Eine mögliche Antwort auf diese Frage liegt im Unterschied zwischen dem subjektiven und dem objektiven Genitiv des Ausdrucks ›Deutung des Textes‹. Die Unselbstständigkeit der *Selbstreferenz* eines Sinnträgers, eines Zeichens und eines Textes (siehe oben) impliziert, dass nicht der Text ›sich‹ auf sich bezieht, und dass er sich nicht selbst durch Deutung seiner Elemente auf seine eigene Grenze bezieht¹⁴, sich abgrenzt, dass vielmehr die Deutung von Teilen des Textes und die Erhebung des Textes zum Referenztext (die Intervention eines weiteren Textes) dem Text Abschluss, Gestalt und Bezug gibt.

VII. Rekursivität, Reflexivität, Medienwechsel

Die Unterscheidung zwischen der Fortsetzung und der Auslegung des Textes lässt sich mit Rücksicht auf die Analyse der Differenz zwischen Zitieren und Verwenden als eine Unterscheidung zwischen *Referenzebenen* verstehen. Diese

14 Jedenfalls bezieht »sich« nicht der Text als *Ganzer*, als eine ihrer selbst gewisse Einheit (mit Hegel, Marx und Sartre gesprochen: »an und für sich«) auf seine eigenen Elemente oder Teile. Gewiss gehört die Rekursivität zwischen den Teilen des Textes zu den Bedingungen der Textförmigkeit; nicht rekursive Satzansammlungen oder auch Aneinanderreihungen von Sätzen, z.B. Listen von Beispielsätzen wären einfach *Mengen* von Sätzen, aber keine Texte (Indikator für diese Nicht-Rekursivität ist z.B. die referentielle Leere der vorkommenden Anaphern und Indexikalien; sie beziehen sich in der *Ansammlung* von Sätzen eben nicht auf die Nachbarsätze und deren Elemente). Aber in der Rekursivität der Sätze bezieht sich »der« Text nicht auf *sich*, sondern eben nur auf Teile des Textes (siehe weiter unten: Abschnitt VII). Und der Text »weiß nicht«, dass im Bezug seiner Elemente auf seine Elemente der Bezug auf sich selbst (durch sich selbst) »angelegt« ist.

Unterscheidung wird handfester, sobald Rekursivität und Reflexivität als enge Verwandte der Selbstreferenz strikt auseinandergehalten werden.

›Text‹ heißt (und ist) der Text nicht in ihm selbst. Wittgenstein sagt: Das Satzzeichen gehört nicht zum Satz (so: Wittgenstein 1984: 23). Damit lösen sich Selbstanwendungsaporien wie das Lügnerparadox durch eine Art von Trennung der Horizontimmanenzen von Bezug und Bezogenem auf. Der Satz: »dieser Satz ist nicht wahr« muss sich auf einen *anderen* Satz beziehen (vielleicht auf den Schatten dieses selben Satzes, der eine Äußerung an anderer Stelle, in anderer, konkreter Sequenz ist?). Die Passage in einem Interviewprotokoll: »Ich sage Ihnen hier nicht die Wahrheit« bezieht sich auf andere Sätze des Interaktionstextes, in dem er geäußert wird, nicht aber auf sich und nicht schon auf die Einheit der gesamten Interaktion selbst, zu der er gehören würde, es sei denn, er *wird* auf diese Gesamtheit ›bezogen‹. Diese Bezugnahme aber geschieht dann schon – und mit einem Male – von *außerhalb*, aus der Position, die die Interaktion zu einem Gegenstand macht, zu einem Text abschließt, indem der so eben noch der Interaktion angehörende performative Akt aus der performativen Sequenz austritt, dadurch dass er sich in Distanz zu dieser Sequenz begibt (und damit natürlich eine neue Sequenz eröffnet). Die Äußerung bezieht sich nicht auf ihren eigenen Text als Ganzen. Denn entweder tritt sie aus diesem Text heraus. Dann tritt sie ein in einen anderen Text, oder sie eröffnet diesen anderen Text und nennt das übrige Geschehen von einem nun externen Standpunkt ›dieses Geschehen‹¹⁵. Oder aber die Äußerung oder der Satz bleiben Teile des Textes, in dem sie »stehen«. Dann beziehen sie sich (werden bezogen) auf bestimmte, oder vielleicht sogar auf alle anderen Teile dieses Textes. Der Bezug einer Aussage auf alle übrigen Teile des Textes, in dem sie selbst »steht«, unterscheidet sich von der Bezugnahme auf den ganzen Text um genau diese bezugnehmende

-
- 15 So kann ich (als der »Autor«) mich zwar auf das soeben »Gesagte« *schriftlich* als auf »meine Ausführungen« beziehen (dann leite ich aber schon aus der sinnhorizontalen und aus der performativen Einbettung das bzw. ein mögliches propositionale(s) *Destillat* ab und kann mich also nur auf einen schmalen Ausschnitt der potentiellen Gebrauchsbedeutung »meiner« Zeichenverwendungen beziehen). Und ich kann dabei nicht einmal mit der Äußerung: »[...] und das heißt [...]« das *Ganze* des Äußerungstextes bezeichnen, soweit die Verwendung eben dieser anaphorischen Rekursion selbst dazu gehören soll, denn das geht nur »von außen« – und auch die wissenschaftliche Konvention der Ausdifferenzierung von *Fußnoten* kann die Vollständigkeit des Re-Entry einer reflexiven Selbstkommentierung nur suggerieren. Andernfalls wäre eine abschließende Dialektik im (vereinfachten) Sinne Hegels eben doch möglich.

Aussage selbst, sofern die Bezugnahme als Akt zum Text gehört, in der Bezugnahme aber nicht eingeschlossen ist.

›Der Text bezieht sich auf sich selbst‹ – aber er bezieht sich nicht ›für sich‹ selbst auf sich selbst, sondern Teile des Textes beziehen sich auf Teile des Textes, die nun wieder mit Rücksicht auf die hermeneutische Zirkularität nur im Rückgriff (oder im Vorgriff) auf das Ganze des Textes als *dessen Teile* zu bezeichnen sind (ohne dies wäre der Text kein Gewebe, in dem das Ziehen an einem einzelnen Faden Wirkungen auf das Ganze und dadurch mehr oder weniger starke Wirkungen auf die Einzelheiten hätte). Das gilt auch für die Rede: In der *gesprochenen* Sequenz stellt sich bestenfalls und dann als Vorbereitung eines Übergangs eine ›Teilreflexivität‹ auf die Rede in der Rede (im Modus der *Teilnahme* an der Rede) ein. Anaphora und Pronomen, Demonstrativa und Personalpronomina wenden sich (genauer: ihren referentiellen Zielvektor) innerhalb der performativen Sequenz von den indexikalischen Beziehungen, die die Interaktion durch Triangulationen mit der *Umgebung* verknüpfen (die Koreferenz nach außen unterstellen und ›bewirken‹, vgl. Renn 2006: 289ff.) zurück als Akte der Bezugnahme auf die Sequenz bzw. auf Teile der Sequenz selbst.

Einen anderen Fall bildet die Verschriftlichung, in der die indexikalische Verankerung in der Situation der Rede durch Objektivierung transformiert bzw. übersetzt wird in generalisierte Koordinaten. Die pragmatische Bezugnahme auf ›Sichtbares‹ in der Umgebung der Interaktion wird in der Verschriftung der Sequenz überführt in die Instruktion des Textes an die Lesart, die objektivierte Referenz zurück zu übersetzen ins Anschauliche. Der Text hat die konkreten Aspekte der Situation aus dem Zugriff der Ausdrücke entlassen und die ostensiven Beziehungen ersetzt durch generalisierte Formen der Bezugnahme auf Typisches. Die Lesart »soll« diese Abkoppelung von der Situation wieder kompensieren, äquivalente, aber anschaulichere Bezüge imaginieren, oder sie soll zunächst ausdrückliche Beschreibungen und rekursive Elemente des Textes aufeinander beziehen (vgl. zu den anfallenden Transformationen: Ricœur 1978). Interessant ist dieser Übergang besonders dann, wenn der Text selbst als Ganzer zum Bezugsobjekt wird.

Denn die entscheidende Pointe folgt aus der – in unserem Zusammenhang wiederholt gerechtfertigten – Voraussetzung, dass es keine reine Selbstreferenz der Sinnträger und der Sinnsequenzen gibt. Die systemtheoretische und die poststrukturalistische, beispielsweise diskurstheoretische Unterstellung der Selbstreferenzialität von Zeichenketten (bzw. von systemischen Kommunikationsereignissen als den Elementen des Systems) beerbt

die *subjektphilosophische* Idee der Steigerung subjektiver Reflexivität zur Selbsttransparenz. In der Klassik hing an dieser Figur das vieldeutige (z.B. politisch geladene) Versprechen, das Subjekt könne sich als das Ganze qua Reflexion einholen und bestimmen. Die konstruktivistischen Zeichen- und Kommunikationstheorien treten dieses Erbe zwar in skeptischer Wendung an. Sie streichen das Telos der Selbst-Einholung aus dem Programm und setzen an die Stelle der Identität zwischen dem reflektierten Subjekt und dem Subjekt der Reflexion die notwendige *Verschiebung* der Repräsentation des Ganzen (so auf jeweils andere Art bei: Derrida 1974, 1988; Foucault 1981 und Luhmann 1984). Semiosis und Sinn-System können sich nicht selbst einholen, aber sie müssen zwischen sich und dem außen explizit unterscheiden bzw. operativ die eigenen von den fremden Elementen trennen. So heißt es z.B. in der *systemtheoretischen* Fassung, dass selbstreferentielle Systeme in allen Beziehungen zwischen den von ihnen selbst erzeugten, eigenen Elementen eine »Verweisung auf diese Selbstkonstitution mitlaufen« lassen müssen (so: Luhmann 1984: 59). Man müsste von diesem Punkte aus den Bezug einer operativen Entität auf sich selbst aber als eine notwendig *verschobene* Aspiration betrachten. Der Selbstbezug kann immer nur die unvollständige Hereinnahme einer nach außen getretenen und von außen vertretenen Bezugnahme auf die Einheit der Sequenz als Ganzer sein.¹⁶

Der Text, »ein« Text, bezieht sich also nicht auf seine Einheit, sondern jede Bezugnahme auf das Ganze dieses Textes tritt aus ihm heraus. Von *dort* aus kann die Bezugnahme den Text und Elemente dieses Textes dann auch auf etwas *außerhalb* des Textes beziehen: auf Referenzgegenstände, auf »Welten« des Textes und – in Übernahme der Instruktionen dieses Textes auf die eine Praxis der Deutung und der Aufnahme der Imperative. *Dieser Austritt ist immer ein Medienwechsel*, entweder ein Wechsel von einem Medium in ein anderes gleichartiges Medium oder ein Wechsel in eine andere Art von Medium. Der »Austritt« bleibt Übersetzung der Bedeutung des Textes oder von etwas im Text, weil und wenn diese Bezugnahme auf den Text und die performative Realisierung der Bezugnahme des Textes auf etwas Koreferenzialität

16 Dennoch schreiben anti-repräsentationalistische Theorien in der Regel dem konstruierenden Operator selbst schon Selbstreferenz auf basaler Ebene zu (vgl. Luhmann 1984: 57ff.) und projizieren die fragliche Abgrenzung durch die Beobachtung auf die Selbstidentifizierung durch den beobachteten Beobachter (die Widersprüche der Konfusion von Objekt- und Metaebene werden dann rhetorisch an ein allgemeines Paradoxiemanagement delegiert).

›verwirklicht‹. Gewechselt wird vom Medium der Interaktion (in welchem die Medien der Sprache im Sinne der »parole« [de Saussure] und der Intentionalität sowie der Materialität trianguliert sind [vgl. Renn 2006: 283ff.]) in das Medium der Schrift, vom Medium der Schrift in das Medium der Intentionalität, dann wieder in das Medium der Interaktion usw. Diese Übergänge und Scharaden (Durchgänge durch Übersetzungskaskaden) sind notwendig, wenn denn etwas auf sich bezogen werden können soll. Und das zeigt sich symptomatisch und gültig für Weiteres traditionell und umfassend ausreflektiert an den Paradoxien der subjektiven Selbstreflexion.

Wenn eine Sprecherin »ich« sagt, so neigen wir zur elliptischen Beschreibung, sie »beziehe sich auf sich selbst«. Sie bezieht aber nicht sich auf sich selbst, sondern – wie es seit Hegel¹⁷ ausanalysiert ist – auf den sprachlichen Ausdruck, der im Moment der Äußerung nicht ihr selbst gehört, ihr nicht angehört, zuvor schon nicht ihr Eigentum war und, selbst wenn er das gewesen wäre (wenn eine auf ihre ganz *eigenen* Weise »ich« zu sagen vermochte), so ist sie doch nicht mit dem sprachlichen Ausdruck, der angeblich »für sie steht«, identisch.¹⁸ Und selbst wenn das noch der Fall sein könnte, indem etwa die Sprecherin keinen *allgemeinen* Ausdruck verwendete, sondern ihren *Körper* zum Ausdruck ihrer selbst machte, so wäre doch die Bezugnahme dieses Zeichens auf den Verwender des Zeichens im kommunikativen *setting* der Bezugnahme nicht mehr Privatsache der Sprecherin (des Zeichens), denn immer würde ein anderer instruiert sein, den Bezug herzustellen auf der Linie des mitlaufenden Appells, er oder sie möge des anderen Körper auf diesen eigenen Körper beziehen (vgl. zum Körper als Zeichen: Butler 1993).

Die Bezugnahme auf den Text selbst braucht den *Austritt* und dazu in den prägenden Fällen den *Medienwechsel*. Medienwechsel und Austritt aus dem Text werden angezeigt und performativ angestoßen durch das Zitat (besser durch das Zitieren). Das Zitat rahmt – wie gesagt – einen Teil des Textes ein und entfaltet mit diesem Zug die Möglichkeit des Übergangs in die Reflexivität, die auf die Gesamtheit eines Textes gerichtet ist und deshalb aus

17 »Ich ist nur allgemeines, wie Jetzt, Hier oder Dieses überhaupt. Ich meine wohl einen einzelnen Ich, aber so wenig ich das, was ich bei Jetzt, Hier meine, sagen kann, so wenig bei Ich.« (Hegel 1952: 83).

18 Siehe dazu ausführlich Butler (2007: 39ff.), deren Arbeiten beispielhaft die erinnernde Wiedereinführung der subjektiven Immanenz in eine Diskurstheorie der Subjektivierungen vorführen (z.B. auch in: Butler 1998).

dem Text herausgetreten ist. Die Rekursivität im Text selbst, die seine Gewebestruktur bedingt, erstreckt sich auf explizite indexikalische Elemente, die nur dann ›Sinn‹ ergeben (nur dann Spezifisches herausgeben), wenn ihr Bezug textimmanent stabil und für die Fortsetzung hinreichend eindeutig zu stellen ist. Der Ertrag der textuellen Rekursivität erstreckt sich deshalb auf das verbindende Moment der praktisch erfolgreich unterstellten Koreferenzialität von verschiedenen Ausdrücken oder Ausdruck-Vorkommnissen (tokens) im Text, ohne welche diese Ausdrücke ihre grammatisch-pragmatische Rolle im Text nicht wechseln könnten. Das heißt, es muss z.B. hinreichend zuverlässig unterstellt werden können, dass in sequenziell verketteten und aufeinander bezogenen Sätzen von ›demselben‹ die Rede ist, wenn der spätere Satz auf Bezugsgegenstände des früheren Satzes und damit auf diesen früheren Satz zurückkommen können soll. Die Frage danach aber, was das nun genau ist, worauf beide Sätze *sich beziehen*, betrifft im Text, in der Verkettung der Textteile bzw. der Sätze nicht nur die numerische Identität eines der *Zeichen* in den Sätzen, sondern die Identität der Objekte ihres referentiellen Bezugs. Insofern berührt die Frage nach der Koreferenz zweier verschiedener Ausdrücke oder Sätze im Text (in der rekursiven Sequenz) auch die Gesamtheit der *Attribute*, die den entsprechenden Bezugsgegenständen im (semantischen) Horizont des Textes jeweils zugeordnet sind. Koreferenz hat insofern textimmanent auch noch die *semantische* Dimension einer text-immanenten Bedeutungsbestimmung über die Angabe von *bestimmenden* Eigenschaften des Gegenstands (d.h. vermittelt der Individuierung des »Objekts« der Bezugnahme durch eine *definite description* bzw. mit Rücksichten auf den intensionalen Sinn der fraglichen Ausdrücke, vgl. Strawson 1950). Die semantische Selektionsleistung bei der Bestimmung des »Gemeinten« wird unter der Bedingung der Abwesenheit ostentativer Bezüge der Sprache für die Ordnung der Referenzen im Text unabdingbar. Denn fern von einer situativen Direkteinbettung der sprachlichen Sequenz (vgl. Ricœur 1978) *beschreiben* die Attribute den im Text aufgerufenen Gegenstand, und eine ausreichende Liste von Attributen identifiziert ihn schließlich hinreichend. Es besteht dann also im Text eine gewisse Zirkularität zwischen der Referenz der Attribute und der Referenz *durch* die Attribute. Auf dieser Stufe – in der rekursiven Beziehung der Sätze aufeinander, die Koreferenzialität zunächst als ein textimmanentes, als ein die Rekursivität *organisierendes* Postulat konstituiert – ist die Referenz, die aus dem Text *herausgreift* (die ihn in der Welt verankert), zunächst nichts als Unterstellung (wenn man so will eine Arbeitshypothese oder ein ›working consensus‹ der textinternen Sinnverarbeitung). Erst der *Übergang in*

den *nächsten Text*, der den ersten (und seine Elemente) auf seine (und auf deren) Referenten bezieht, verwirklicht den Wirklichkeitsbezug der rekursiven Elemente.

Dafür muss die *reflexive* Rekonstruktion einer solchen Rekursivität dem Text also *gegenüberreten* – sie stellt einen Abschluss des Textes durch den Austritt aus der Reihe der Verwendungen her. Darum ist es aber so unerhört wichtig, dass – anders als es z.B. der Bedeutungskeptizismus Derridas suggeriert – das Zitat eben *nicht* als typengleiche Iteration *innerhalb* der Reihe des Textes missverstanden wird, sondern als eine Verwendung von Teilen des Textes zu verstehen ist, die durch den Austritt aus dessen Verwendungsreihe ihn überhaupt erst zu einer geschlossenen Verwendungsreihe macht. Die Einheit des Textes erhält dann z.B. in markanter Weise einen Namen. Insofern gehören auch der Titel, die Überschrift und die Signatur *nicht* zum Text (soweit auch bei: Derrida 1988), sondern sie markieren als Ellipsen des Austritts aus dem Text (aus der textuellen Verwendungsreihe) den Übergang in einen vom ersten – und zwar von da an erst »ersten« – Text operativ abgegrenzten Verwendungszusammenhang. Exakt an dieser Stelle, an diesem Umschlag der reziproken und negativen Konstitution der Differenz zwischen Reflexion und Referenztext, setzt der Medienwechsel an. In der Übersetzung von der Rede in die Intention (z.B. bei der subjektiven Übersetzung der Motivzuschreibung in ein erlebtes Motiv), von der Schrift in die Rede (bei der Rezitation und der Auslegung), von der Intention in die Schrift (beispielsweise beim Niederschreiben der Gedanken, in Protokoll und Transkript) werden Rekursionen zur Reflexion gesteigert (immer aber durch einen anderen, durch ein anderes, durch die Aktivität eines Operators, den nur die subjektphilosophische Befangenheit der Handlungstheorie auf den personifizierten »Akteur« reduzieren muss). Es werden Textgrenzen durch Austritte aus dem Text konstituiert, markiert und sogleich referentiell gekreuzt – denn diese Austritte bleiben, auch wenn sie konstruktive Elemente der Veränderung des Sinnes enthalten, indirekt referentiell *gebundene* Rekonstruktionen von Instruktionen des Textes, dem sie knapp entronnen sind.

VIII. Re-Entry

Dieser Zusammenhang zwischen Reflexivität und einer Differenzierung der Perspektiven, die ein Übersetzungsverhältnis konstituiert, gilt auch für den Text, der nicht Schrift ist, sondern die sinnförmige Verknüpfung einer Praxis

zu einem kohärenten Netz aus Handlungen und Deutungen. Der Text (oder auch: Sinnhorizont) einer performativen Kultur – einer praktischen, durch implizites Wissen konstituierten kollektiven *Lebensform* (Wittgenstein 1984, vgl. Geertz 1987 und Renn 2004, 2014) – kann erst durch die Übersetzung in ein Medium der *Auslagerung* ihrer Instruktionen, durch den Austritt aus diesem pragmatischen Text also, zu einem ›Text‹ erklärt werden. Die Interaktion ist erst ein Text, die Kultur ist erst eine explizite ›Kultur‹, wenn die Differenz zwischen den Texten als eine Differenz zwischen *Medien* konstituiert, institutionalisiert worden ist und dann performativ genutzt werden kann – und gerade dies ist dann eine *differenzierungsabhängige* kommunikative Wirkung und Wirklichkeit beispielsweise der *Schrift* (Giesecke 1992, vgl. auch: Luhmann 1984: 581ff. und Renn 2006: 375ff.). Erst mit dieser Differenzierungslage öffnen sich der Spielraum der möglichen Rekonstruktionen eines Textes und das Netz der indirekten Referenzen dieses Textes auf die Welt und in der Welt auf eine ›sichtbare‹ und ›sagbare‹ Weise.

Die Instruktionen des Textes verschwinden dann nicht länger in den impliziten Vorausgegebenheiten und Selbstverständlichkeiten der Fortsetzung einer Zeichen-Verwendungsreihe (in der primordialen Praxis der Sprachspiele der Lebensform). Die Teile des Textes »appräsentieren« (Husserl) nicht mehr einfach nur den Kometenschweif pragmatischer Implikationen (aus denen die Instruktionen in erster Stufe bestehen) als jene Fäden, die sie aus Vergangenheit und Zukunft verbinden und tragen und an denen jede Fortsetzung sinnverändernd zieht. Sondern nun drückt die Explikation die Instruktionen des Bezugstextes aus durch die explizite Bezugnahme im anderen Medium (etwa: bei der schriftlichen Satzung als Text, bei der Narration als Gattung und als Schrift, dazu: Ricoeur 1988). Die pragmatischen Implikationen des Referenztextes (zumindest einige von ihnen) müssen in der Bezugnahme auf sie jetzt ihrerseits auf etwas bezogen werden, und sie müssen als auf etwas bezogen gelesen werden. Dadurch erhalten die Instruktionen des Textes schließlich einen ›latenten‹ Sinn, den ein zweiter Text mit Bezug auf diesen Text durch die Abhebung des latenten vom manifesten Sinn unterscheiden kann. Die Lesart kann einen ›latenten‹ Sinn feststellen, auch wenn sie diesen durch ihre Verwendung einer anderen Verwendung (durch das kommentierte Zitat) in Objektposition stellen und dann sicherstellen, also manifest werden lassen muss. Denn sie *zeigt* den latenten Sinn ›am anderen Text‹, und dabei rekonstruiert sie die Instruktion der Textsequenz, indem sie die Lesart (die Rekonstruktion) an den manifesten Teilen des weiteren Textes entlang auf die *Bestätigung* ihrer eigenen Explikationen der

latenten Implikationen der Teile des Bezugstextes hin überprüft (vgl. zur methodischen Umsetzung dieser Maxime: Oevermann et al. 1979 und Renn 2018).

Ein Text ist also begrenzt, wenn er von einem Leser, oder auch von einer Auslegungspraxis, oder gar vom kulturellen Horizont einer kanonisierten Gattungsschematisierung, von einem anderen Text (dem Kommentar, der Exegese als Schrift) als *dieser* Text identifiziert (also zu ›einem‹ Texte gemacht, abgegrenzt) und zum Gegenstand einer synthetisierenden Bezugnahme gemacht wird. Der Wechsel zwischen Medien der Sinn-Selektion und -Sequenzialisierung bei Beibehaltung von Koreferenzialität ist hierbei als eine reale Möglichkeit zu unterstellen, denn die Unhaltbarkeit der Prämisse einer reinen Selbstreferenz bedeutet, dass kein Text als Sinneinheit abgeschlossen sein kann (sondern er wird durch die Lesart, durch einen konstitutiven ersten Zugriff der Begrenzung dessen, was zu lesen ist, provisorisch ›beschlossen‹). Daraus folgt ebenso, dass keine Interaktionssequenz geschlossen sein kann, auch, dass kein geschriebener Text geschlossen sein kann, ebenso wenig wie ein soziales System oder ein »Diskurs«. Darum kann es allerdings keine ›objektive‹ Hermeneutik und auch keine ›positive – Faktisches rein bestandsaufnehmende – Diskursanalyse‹ geben. Der Abschluss des Textes wird gegeben, er wird angegeben, als solcher ausgegeben und auferlegt, aufgestellt, unterstellt und schon diese Abhängigkeit der Begrenztheit von einer performativen Abgrenzung von *außen* sprengt jede imaginierte Geschlossenheit. Dass der Text – nun begrenzt und bezogen von außen – auf etwas außer ihm bezogen ist, also Referenz hat, ist am Ende also gesichert durch die Unausweichlichkeit einer Vorgeschichte des im Medienwechsel vorbereiteten, in der reflexiven Bezugnahme vollzogenen Textabschlusses. Den Text abgrenzen, heißt, ihn auf etwas, das von ihm geschieden ist, zu beziehen, und das bedeutet, den Bezug des Textes auf die Wirklichkeit außerhalb seiner selbst *praktisch* zu verwirklichen.

Von hier aus, von der anschaulichen Exemplifizierung der Unselbstständigkeit der Selbstreferenz am *geschriebenen* Text (an ihm ist es am Ende scheinbar leicht zu »sehen«, soweit die ungelesene Schrift dem lebensweltlichen Dafürhalten verstaubendes Potential bleibt), fällt am Ende noch einmal Licht auf die performative Sequenz der Interaktion: Ein Satz der Sequenz in der *Interaktion* bezieht sich (bzw. wird bezogen) mit sprachlichen Mitteln wie den indexikalischen, anaphorischen und kataphorischen Ausdrücken nicht nur auf das, ›worüber‹ gesprochen wird, sondern auch auf das Sprechen, auf andere Sätze, Äußerungen, Sprechakte als Bestandteile z.B. des Gesprächs und

auf Sprecherinnen, auf ihre Obligationen und andere intentionale Implikationen. Schon die scheinbar einfache Identifizierung (des Sinnes) eines bestimmten Satzes, eines bestimmten Zuges im Sprachspiel durch einen anderen Zug in diesem Sprachspiel, gibt deshalb den Routinen und den Regeln des »turn-taking« in der Interaktion eine bedeutende Selektionsfunktion (Garfinkel 1967).¹⁹

Wenn also ein Teil der Sequenz – eine Äußerung, ein Sprechakt, ein Satz in der Schrift – auf die Einheit des Textes als Ganzem Bezug nimmt (oder vermittelt der übersetzenden Triangulation zwischen Text, Welt und dem Vollzieher der Bezugnahme bezogen wird), so tritt dieser Teil *uno actu* aus der Einheit des Textes hinaus (oder aber er verfehlt referentiell, worauf der Vektor seiner Bezugnahme zielt), weil er die Einheit, der er performativ im Augenblick vielleicht noch anzugehören scheint, nun vor sich »stellt«. Aber diese Distanzierung vollzieht natürlich nicht der Satz selbst (dem wieder eine *andere* Einheit seine explizite Einheit zuschreiben muss), sondern das vollzieht für ihn die Lesart (bzw. die Leserin).

Die Formulierung, »ein Text bezieht sich auf etwas in der Welt« ist nach allem, was gesagt wurde, also eine verzerrende Vereinfachung. Aber die Formulierung ist doch am Ende mehr als nur das; sie artikuliert elliptisch einen letzten Schritt der textuellen Bezugnahme: das Re-Entry der Unterscheidung zwischen dem ersten Text und einem zweiten Text, der den ersten zum Referenztext macht, *in den ersten Text hinein*. Ein Umschlag der textimmanenten Rekursivität zur Reflexion des Textes auf sich im Zuge der Bezugnahme auf einen anderen Text, dem er selbst ein Text ist, macht im Text und außerhalb

19 Das »turn-taking« organisiert dann nämlich nicht primär die Reihenfolge der Redebeiträge, sondern zuerst die Differenzierung der Sprecherpositionen, und zwar eben dadurch, dass die Ereignisse der Einnahme verschiedener Sprecherpositionen in eine zeitliche Folge gebracht werden. Das kann man sehen, sobald der Umweg der Referenz im Text über den zweiten Text (als dem Kontext der Verwirklichung der Bezugnahme) jetzt deutlich werden lässt, dass auch in der Interaktion die Abgrenzung und Identifikation ihrer Einzelelemente immer begrenzt verbindlich und stets aufkündbar ist. Wie die Identität zwischen dem kommunikativen Sinn und der *subjektiven* Vorstellung von diesem Sinn einer Äußerung (eines Sprechakts oder Zuges im Sprachspiel) eine konventionelle *Abkürzung* darstellt, so beruhen auch die Substantialisierungen der propositionalen Gehalte der Äußerungen auf abstrakten Zuschreibungs*konventionen* (die Verdinglichung der Bedeutung funktioniert »for the time being«), um der Fortsetzbarkeit der Sequenzen willen, aber die Bedeutungen bleiben transformierbar und der Arbeitskonsens der Eindeutigkeit der Zeichen ist niemals ganz vor Strömungsabrissen der Anschlussselektion gefeit.

des Textes die Differenz zwischen Teilen des Textes und seinen Bezugsgegenständen noch einmal auf eine besondere Weise ›wirksam‹. Denn die Wirklichkeiten des Textes (die Wirklichkeiten, auf die er referiert und die Wirklichkeiten dieser Bezugnahmen als verwirklichte Instruktionen zum In-Beziehung-Setzen von Text und Wirklichkeiten) erschließen sich der Deutung des Textes nur, wenn beide Wirklichkeiten zugleich im Bezug auf den Text thematisch und in Bezug auf etwas, das nicht dieser Text ist, verankert sind.

Es folgt also: Weil kein Text allein ›aus sich heraus‹, ›für sich genommen‹ schon Text ist, weil er also sich nicht in sich selbst verfängt und von der Welt abkoppelt, auf die er selbst und seine Teile bezogen werden sollen, beziehen sich Texte vermittels der Übersetzung *zwischen* Texten auf Wirklichkeiten außerhalb ihrer selbst. Dies aber vollzieht sich und das sehen wir immer und mit Notwendigkeit nur im Medium eines anderen Textes, indem wir selbst der Bezugnahme eines Textes auf etwas Wirkliches in der Bezugnahme und durch die Bezugnahme (hindurch) auf den Text Wirklichkeit *verleihen* – immer wohl in der Hoffnung, eines Tages selbst auf etwas bezogen zu werden.

Literatur

- Assmann, Jan (1999): *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identitäten in frühen Hochkulturen*, München: Beck.
- Austin, John Langshaw (1975): *How To Do Things With Words*, Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Barthes, Roland (1981): *Das Reich der Zeichen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Brandom, Robert (1994): *Making it Explicit*, Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Bühler, Karl (1999): *Sprachtheorie: Die Darstellungsfunktion der Sprache*, Stuttgart: Fischer.
- Butler, Judith (1993): *Bodies that Matter. On the discursive limits of ›sex‹*, New York: Routledge.
- Butler, Judith (1998): *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*, Berlin: Berlin Verlag.
- Butler, Judith (2007): *Kritik der ethischen Gewalt*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- De Certeau, Michel (1988): *Kunst des Handelns*, Berlin: Merve.
- Derrida, Jacques (1974): *Grammatologie*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Derrida, Jacques (1979): *Die Stimme und das Phänomen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Derrida, Jacques (1987): *Husserls Weg in die Geschichte am Leitfaden der Geometrie*, München: Fink.
- Derrida, Jacques (1988): *Signatur, Ereignis, Kontext*, in: ders. (Hg.): *Randgänge der Philosophie*, Wien: Passagenverlag, S. 291-315.
- Dewey, John (1988 [1934]): *Kunst als Erfahrung*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Dewey, John (2008): *Logik. Die Theorie der Forschung*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1971): *Wahnsinn und Gesellschaft*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1981): *Archäologie des Wissens*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Fuhrmann, Horst/Jaus, Hans Robert/Pannenberg, Wolfhart (Hg.) (1981): *Text und Applikation, Theologie, Jurisprudenz und Literaturwissenschaft im hermeneutischen Gespräch*, in: *Poetik und Hermeneutik*, Band 6, München: Fink Verlag.
- Gadamer, Hans Georg (1975 [1960]): *Wahrheit und Methode*, Tübingen: J. C. B. Mohr.
- Garfinkel, Harold (1967): *Studies in Ethnomethodology*, Englewood Clives, NJ: Prentice Hall.
- Geertz, Clifford (1987): *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gehlen, Arnold (1962): *Der Mensch*, Frankfurt a.M./Bonn: Athenäum.
- Giesecke, Michael (1992): *Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel. Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Goody, Jack (1986): *Funktionen der Schrift in traditionellen Gesellschaften*, in: ders./Watt, Ian/Gough, Kathleen (1986): *Entstehung und Folgen der Schriftkultur*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 25-63.
- Gumbrecht, Hans Ulrich (2004): *Diesseits der Hermeneutik*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hegel, Georg Friedrich Wilhelm (1952 [1807]): *Phänomenologie des Geistes*, Hamburg: Felix Meiner.
- Husserl, Edmund (1928): *Logische Untersuchungen*, Band 1, 4. Aufl., Halle a. d. S.: Niemeyer.
- Husserl, Edmund (1954): *Der Ursprung der Geometrie*, in: ders.: *Krisis der europäischen Wissenschaften*, Husserliana VI, La Haye: Nijhoff.
- Husserl, Edmund (1987 [1908]): *Vorlesungen über Bedeutungslehre*, Husserliana XXVI, Den Haag: Nijhoff.
- Imdahl, Max (1996): *Gesammelte Schriften, Band 3: Reflexion – Theorie – Methode*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Kneer, Georg/Nassehi, Armin (1991): Verstehen des Verstehens – Eine systemtheoretische Revision der Hermeneutik, in: *Zeitschrift für Soziologie* 20.5, S. 341-356.
- Krämer, Sybille (2000): Sprache und neue Medien. Über den Zusammenhang zwischen Medien, Sprache und neuen Kulturtechniken, in: Werner Kallmeyer (Hg.): *Sprache und neue Medien*, Berlin: De Gruyter, S. 31-57.
- Lachmann, Renate (1984): Ebenen des Intertextualitätsbegriffs, in: Stierle, Karl Heinz/Warning, Rainer (Hg.): *Poetik und Hermeneutik XI, Das Gespräch*, München, S. 133-139.
- Loenhoff, Jens (2001): *Die kommunikative Funktion der Sinne. Theoretische Studien zum Verhältnis von Kommunikation, Wahrnehmung und Bewegung*, Konstanz: UVK.
- Leroi-Gourhan, André (1984): Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lütterfelds, Wilhelm (Hg.) (1999): *Der Konflikt der Lebensformen in Wittgensteins Philosophie der Sprache*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1981): Die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation, in: ders.: *Soziologische Aufklärung Band 3, Soziale Systeme, Gesellschaft, Organisation*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 25-34.
- Luhmann, Niklas (1984): *Soziale Systeme*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- McDowell, John (2001): *Geist und Welt*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Oevermann, Ulrich/Allert, Tilman/Kronau, Elisabeth/Krambeck, Jürgen (1979): Die Methodologie einer »objektiven Hermeneutik« und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften, in: Söffner, Hans-Georg (Hg.): *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*, Stuttgart: J. B. Metzler, S. 352-434.
- Pape, Helmut (2002): *Der dramatische Reichtum der konkreten Welt. Der Ursprung des Pragmatismus in Denken von Charles S. Peirce und William James*, Weilerswist: Velbrück.
- Peirce, Charles Sanders (1967): Einige Konsequenzen aus vier Unvermögen, in: ders.: *Schriften 1*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 184-224.
- Putnam, Hilary (1991): *Repräsentation und Realität*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Putnam, Hilary (1995): *Pragmatismus. Eine offene Frage*, Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag.
- Renn, Joachim (1997): *Existentielle und kommunikative Zeit. Zur »Eigentlichkeit« der individuellen Person und ihrer dialogischen Anerkennung*, Stuttgart: Metzler
- Renn, Joachim (2004): Perspektiven einer sprachpragmatischen Kulturtheorie, in: Jäger, Friedrich/Straub, Jürgen (Hg.): *Handbuch der Kulturwissen-*

- schaft, Band 2, Paradigmen und Disziplinen, Stuttgart: J. B. Metzler, S. 430-449.
- Renn, Joachim/Endreß, Martin (Hg.) (2004): Einleitung der Herausgeber, in: Alfred Schütz: *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt, Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*, Alfred Schütz Werkausgabe, Band II, Konstanz: UVK, S. 7-67.
- Renn, Joachim (2006): *Übersetzungsverhältnisse, Perspektiven einer pragmatistischen Gesellschaftstheorie*, Weilerswist: Velbrück.
- Renn Joachim (2014): *Performative Kultur und multiple Differenzierung. Soziologische Übersetzungen 1*, Bielefeld: transcript.
- Renn, Joachim (2018): Makroanalytische Tiefenhermeneutik. Qualitative Sinnrekonstruktion als Gesellschaftsanalyse, in: Müller, Stella/Zimmermann, Jens (Hg.): *Milieu – Revisited. Forschungsstrategien der qualitativen Milieuanalyse*, Wiesbaden: Springer VS, S. 157-249.
- Renn, Joachim (2019): Praktiken, Systeme, Bewusstseine »verstehen« – die multiple Differenzierung von Sinnhorizonten als Herausforderung der Wissenssoziologie, in: Hitzler, Ronald/Reichert, Jo (Hg.): *Kritik der hermeneutischen Wissenssoziologie*, S. 471-485.
- Ricœur, Paul (1978): Der Text als Modell, in: Gadamer, Hans-Georg/Boehm, Gottfried (Hg.): *Seminar: Die Hermeneutik und die Wissenschaften*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 83-118.
- Ricœur, Paul (1988): *Zeit und Erzählung*, Band III, München: Fink.
- Rorty, Richard (1982): Overcoming the Tradition: Heidegger and Dewey, in: ders. (Hg.): *Consequences of Pragmatism*, Minneapolis: University of Minnesota Press, S. 37-60.
- Ryles, Gilbert (1971): Abstractions, in: ders.: *Collected Papers*, Volume ii, Collected Essays 1929-1968, London: Hutchinson, S. 435-446.
- Soeffner, Hans-Georg (2004): Hermeneutik, Zur Genese einer wissenschaftlichen Einstellung durch die Praxis der Auslegung, in: ders. (Hg.): *Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung*, 2. Aufl., Konstanz: UTB, S. 114-160.
- Stetter, Christian (1999): *Schrift und Sprache*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Strawson, Peter F.(1950): On Referring, in: *Mind* 59, S. 320-344.
- Tomasello, Michael (2011): *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Tugendhat, Ernst (1976): *Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Wittgenstein, Ludwig (1984): *Tractatus logico-philosophicus*, Werkausgabe Band 1, *Tractatus logico-philosophicus*, *Tagebücher 1914-1916* und *Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard (1999): *Jenseits von Sinn und Verstehen*, in: ders. (Hg.): *Vielstimmigkeit der Rede, Studien zur Phänomenologie des Fremden 4*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 67-88.